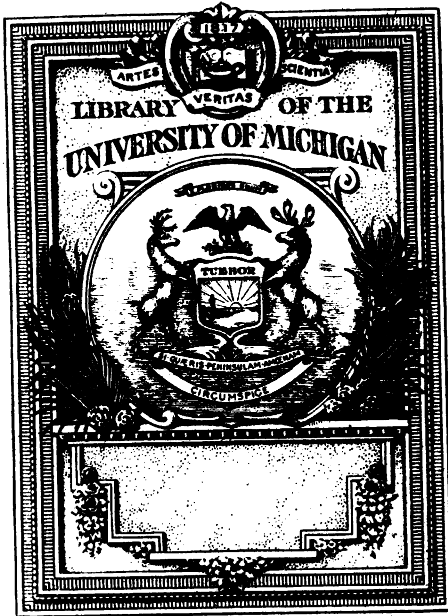
Dort oben aber, wo er einen ewigen Sonntag feiert, wo er nicht mehr pflügt und drischt, nicht mehr schwitzt und keucht, nicht mehr geplackt und geschunden wird, dort oben, meine ich, wird er vor Seligkeit sich kaum zu lassen wissen. Gnade Gott, wenn sein gnädiger Junker ihm in den Wurf kommt, er macht ihn selbst im Himmel todt; daher auch jener mecklenburgische Edelmann vom lieben Gott sich einen gesperrten Sitz im Himmel ausbat.


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE

Holland

in den

Jahren 1831 und 1832,

von

Ludolf Wienbarg,
der Philosophie Doctor.

Erster Theil.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1833.

Holland.

Bentheim.

Ich rufe mir gern den Abend ins Gedächtniß zurück, als ich nach einer lästigen und langweiligen Reise über die westphälische Haide hinter Osnabrück, mich im Städtchen Bentheim, an der Grenze von Deutschland und Holland, eine halbe Nacht ausruhte. Es war ein lieblicher, elfenartiger Mondschein im Frühjahre 1831; der Postillon fuhr mich halb im Schlafe die dunkle Schlucht nach Bentheim hinunter, zu gleicher Zeit blies er einige schlaftrunkene Stoßseufzer auf seinem Horn — es klang mir, wie

Schlaf wohl mein liebes Deutschland,
Liebes Deutschland, schlaf wohl.

Die Bentheimer hatten schon ihre Lichter ausgethan und sich aufs Ohr gelegt. Aber im Posthause gab es noch muntere Leute. So eben war ein russischer Feldjäger nach dem Haag durchgegangen, und der Postmeister dampfte noch von

den neuesten Nachrichten, die er vermuthlich aus dem Felleisen herausgerochen. Er nöthigte mich sehr artig in sein Haus. Im Hintergrunde der hohen westphälischen Scheundiele brannte lustiges Feuer, rings herum saßen am Spinnrade der Frau Postmeisterin Mägde mit feldbraunen Gesichtern und westphälischen Schinkenhüften, dicht an der Flamme kauerte ein altes Weib, die einen Faden spann, der immer zerriß, und eine Gespenstergeschichte erzählte, die ihr böser Husten alle Augenblicke unterbrach.

Müde und zerstoßen, wie ich war, ließ ich mir ein Zimmer geben, um einige Stunden zu schlafen. Allein ich konnte kein Auge zuthun. Ich stand daher wieder auf und machte einen Spaziergang im Freien, der mich ans Bentheimer Schloß führte. Die Natur hat bei Bentheim einen Fels hingeworfen, die alten Grafen von Bentheim haben sich darauf feudaliter eingerichtet, und ihre Unterthanen, die treuen Bentheimer, haben sich unten im Thal angesiedelt und machen seit uralters Pergament. Gute Deutsche, die Bentheimer, obgleich sie an der Grenze wohnen. Sie machen Pergament — Schuhleder für die Pfauenfüße des deutschen Hochmuthteufels.

Das alte Schloß von Bentheim ist massiv und fest gebaut. Ich erinnerte mich aus der Zeit,

als ich Heinrichs deutsche Reichsgeschichte las, daß die von Bentheim sich oft hinter diesen Mauern und Thürmen vertheidigt. Sonst kenne ich die Geschichte derer von Bentheim nicht ganz genau; ich glaube, sie sind aus Grafen zu Fürsten promovirt. Aber das Wappen über ihrem Schlosse vergesse ich in meinem Leben nicht. Es war ein hochgewölbter, blaustählerner Schild, im Mittelfelde ein silberner Halbmond, rings zerstreut funkelnde Sterne, Alles in natürlicher Größe und fast übernatürlichem Glanze. Eine schöne Nacht. Der Mond spiegelte sich in den Bogenfenstern des Schlosses, und vor dem Thor stand ein Bentheimer Schildwache. Ein bentheimer Soldat ist an sich schon keine geringe Merkwürdigkeit, wenn man bedenkt, daß die flora Soldàtesca Benthemiana eine der seltensten Gewächse in Europa ist und kaum ein Dutzend Exemplare davon auf diesem Felsen krüppeln.

Aber der oben schildernde Bentheimer hatte in meinen Augen noch einen besondern und fast rührenden Reiz. Es war ein alter Mann, er sah so alt, so grau, so mährchenhaft aus im Mondschein, daß ich ihn Anfangs für das Gespenst der deutschen Reichsarmee hielt, die der alte Fritz im siebenjährigen Kriege in die Pfanne hieb. Dann dachte ich wieder, er lebt noch und erwartet nur, als ein

treuer Soldat, den Tod auf seinem Posten. Er kreuzte seine Arme über seinem Schießgewehr, dessen rothverrosteter Lauf keinen Strahl des Mondes mehr auffing, eben so wenig wie seine Augen, die unter langen grauen Wimpern klein und blind in den Nachthimmel hinausstarrten. Er suchte dort oben etwas, oder er sah etwas, vielleicht sah er den Himmel offen, den lieben Gott, mit Caroli Magni Bart und Scepter, sitzen auf kaiserlichem Thron, an seiner Seite die Paladine des Reichs, die Erzengel, den Erzmundschenken, die apostolischen Nuntien St. Peter, St. Paul u. s. w. auf der Himmelswiese die Reichsarmee der Seligen, die seligen Reichsbürger und den ganzen seligen Pöbel, hier und da einhauende Cherubime, welche im Himmel als Polizeibeamte angestellt sind. —

Denn, Lavater, in seinen „Aussichten in die Ewigkeit" mag sich die Sache vorstellen, wie er will, ich behaupte, daß die Polizei im Himmel eben so nöthig, wie auf Erden und vielleicht noch nöthiger ist. Der Bauer, ich will nur vom Bauern sprechen, ist weder gewöhnt an den himmlischen Müssiggang seines Pfaffen, noch an den weltlichen seines gnädigen Herrn, und man weiß, wie er's treibt, wenn er hier unter dem Mond an Sonn- und Festtagen nur ein bischen selig ist,

Dort oben aber, wo er einen ewigen Sonntag feiert, wo er nicht mehr pflügt und drischt, nicht mehr schwitzt und keucht, nicht mehr geplackt und geschunden wird, dort oben, meine ich, wird er vor Seligkeit sich kaum zu lassen wissen. Gnade Gott, wenn sein gnädiger Junker ihm in den Wurf kommt, er macht ihn selbst im Himmel todt; daher auch jener mecklenburgische Edelmann vom lieben Gott sich einen gesperrten Sitz im Himmel anbat.

Oldensal.

Als es anfing zu tagen, fuhr ich bereits über die Haide von Overyssel, eingehüllt in meinen Mantel und einen dicken Nebel. Ich versank in nebelhafte Gedanken. Nebel zeugt Nebel, nebelhafte Bilder, ossian'sche Geister, nordische Götter. Nebel befeuchtet die Pflanzen, Bäume, die Poeten des Nordens, Nebelzug wittert durch die Saga's, die Nibelungen, den Erlkönig, und vielleicht ist auch die ganze Welt, wie die nordische Poesie aus Nebel entsprungen und wird sich einmal wieder in Nebel verflüchtigen, wie ein Gespenst auf der Haide von Caledonien. Nur in Holland, scheint es, hat der Nebel keine poetischen Zeugungskräfte, die Holländer haben den schönen Nebel, aber, wie man sagt, keine Poesie. Ich werde den „lustigen Geneverstocker von Schiedam" lesen.

Ein Schluck vor dem bösen Nebel, sagte der Postillon und setzte seine grüne Knobbrigte an den

Mund. Ein närrischer Kauz der Postillon, eine Art Till Eulenspiegel, verkappt in den rothen Rock eines königlich hannöverschen Postbeamten. Wie die Sonne aufging, knallte er mit der Peitsche und schrie aus vollem Hals, Oranje boven, Oranje boven. Hoho! lachte er spöttisch, hoho! nun wird es Ernst mit der Sache, nun erklärt sich der Himmel selbst für die Nassauer, er hat seine große Oranjecocarde an seinem grauen Hut aufgesteckt. Du lieber Himmel, wer heut zu Tage nicht drei Ellen Pommeranzenband auf dem Deckel trägt, wird als Meutling und Brabanter in Holland platt geschlagen. Mir könnte das eben recht sein, fügte er mit einem satyrischen Seitenhieb auf seinen Höcker hinzu; aber mir thun sie nichts, ich bin eine geheiligte Person und scheere mich den Teufel um ihre naßsauren Gesichter. Allein mein Vetter ist übel mit ihnen daran. Mein Vetter, Herr, ist ein armer Leineweber in Oldensal. Der hat sich da mit den Oldensalern in eine erzdumme Geschichte verzettelt. Das macht, daß die Oldensaler erzkatholisch sind, wie hier der ganze Strich nach dem Münsterschen zu. Deswegen wollten sie nicht ausziehen gegen die blauen Kittel und stellten sich auf die Hinterbeine, als die Aushebung vor sich gehen sollte. Ein langer Uhrmacher predigte sogar offenbaren Aufruhr. Er sagte ihnen,

es sei an der Zeit, das Joch des ketzerischen Kö- nigs ganz und gar abzuschütteln. Ich kenne ihn, seine Uhren gehen immer falsch. Vetter, sagte ich zu meinem Vetter, seid keine Esel, gebt eure Lümmel heraus, sonst schickt euch euer König Willem einige Escadronen schockschwerenöthige Dragoner auf den Hals, und die binden den Jan und den Jantje an die Schwänze ihrer Pferde, und euch fressen sie auf in Zeit von zweimal vierundzwanzig Stunden. Aber mein Vetter ballte die Faust und dünkte sich klüger, als ein königl. hannöverscher Postillon. Was geschah? Tripp trapp kamen die Dragoner ins Thor geritten und kehrten das unterste zu oberst. Der Uhrmacher hatte sich aus dem Staube gemacht. Das war sein Glück, sie hätten ihn mit seinen langen Beinen aufgeknüpft an den Weiser der Thurmuhr, die er aufzuziehen pflegte. Die holländischen Dragoner, mein Herr, sind böse Gäste, Heuschrecken in Stiefel und Sporn. Wenn unser einer sich zu Tisch setzt, so ißt er so lange, bis er satt ist, diese Leute aber fressen so lange, bis sie wieder hungrig werden. Sehen Sie nur, da trabt einer von ihnen aus dem Dorf. Jes Marie, was hat der Kerl für einen gotteslästerlichen Bauch, was schneidet er für leibgrimmige Gesichter. Vermuthlich hat er sich schon im Dorf verfressen. Dag Kameraad, hoe laat is het? (wie viel ist die Uhr?)

Bemerken Sie seine Butterdose, Horlöotschje nennen sie das Ding. Een kwart over zeven, sagte der gutmüthige Dragoner. Ik dank u wel. Freßsack, der du bist, ein viertel über sieben und schon stickend voll. Großer Fritz und wie stank er nach Genever.

So plaudernd gab er seiner trägen Liese etliche Peitschenhiebe, die aber eher nichts fruchteten, als bis sie das Wirthshausschild im Dorfe wahrnahm. Wie der Wagen hielt, ward er sogleich von kleinen pausbackigten Holländern umringt, im steifen sonntäglichen Putz, nicht muthwillig und tobend, wie unsere Dorfjugend, sondern kleine vernünftige Abdrücke ihrer Väter und Mütter, welche Pferde, Wagen, Postillon und mich neugierig erst betrachteten. Der Castellan stand in der Thür, Hut auf dem Kopf, Pfeife in der Hand, und sagte, as u belieft, mijn Heer, in mijn huis aftestappen. Als ich in die Stube trat, credenzte seine Tochter mir eine kleine weiße Thonpfeife sehr zierlich mit ihrer kleinen weißen Hand. As u belieft, mijn Heer, en Pijpje te smooken, sagte sie. As u belieft, mijn Heer, wie putzig, wie närrisch niedlich das klingt in einer hübschen Holländerin Munde. Und Antje, so hieß sie, war ein-mool meisje. Ich streichelte ihr neugierig die weiße Hand und die Wange, so kühl, fest und fein, wie das feine chin-

fische Porcellan, das auf dem Tische stand. Antje, sagte ich, merk' auf, ich will dir ein holländisches Lied vorsingen. Ich kannte wirklich ein solches Lied von meinen Kinderjahren her:

Als Antje vor der Thüre stand
Und Jan ging da vorbei u. s. w.

sie ward sehr vergnügt. Als ich meine Zeche bezahlt und Anstalt machte, aufzubrechen, sah ich, daß sie einen großmütterlichen Schrank aufmachte, dessen Thürflügel mit goldenen Blumen und Schnörkeln verziert waren. Sie zog eine Schieblade auf und griff den schönsten rothen Apfel heraus, der noch am Stengel saß, trippelte damit zu mir, sah mich mit ihren hellbraunen Augen freundlich an, und bot mir den Apfel mit den Worten: **as u belieft, mijn Heer, en Appelje van mij aanteneemen.** Ich dachte an Eva, an den alten Adam; ich entschuldigte Letzteren sogar ein wenig für seinen gottvergessenen Apfelbiß, angenommen und vorausgesetzt, daß Eva eben so hübsch war, wie Antje, und daß die Redensart **as u belieft, mijn Heer, en Appelje** in der Sprache des Paradieses eben so lustig verführerisch klang, wie in Antje's Sprache.

Till, sagte ich zu Till, als wir wieder auf dem Wagen saßen, Till laß es gut sein, es gibt in Overyssel hübschere Mädchen als in Westphalen.

Ja, sagte er, weiße Pfeifen und weiße Mädchen, auf deren Fabrication verstehen sich die Mijnheers; beide sind nur klein, aber fett, glatt, wohlthätig für die Lippen, brechen nicht leicht, nehmen nicht leicht was übel, sind dabei schlank und wohl gebacken nud sehr vorsichtig ausgebrannt, über langsamem Feuer, der Holländer läßt Alles sacht angehen.

In Oldensal lauteten die Glocken zur Messe, aber die Sabbathruhe der Einwohner von Oldensal war durch kriegerische Gäste gestört. Pferde trampelten, Pallasche rasselten übers Pflaster, Reiter in aufgestreiften Hemdsärmeln striegelten ihre Thiere, trugen mit Heu und Stroh und nur hier und da schlich eine andächtige Seele bedrückt und seufzend nach der Kirche.

As u beliefs, mijn Heer, en Pijpje, sagte der Wirth zu mir, vor dessen Hausthür Till ankerte. Es fehlte viel, daß es so angenehm klang, wie aus Antje's Munde. Der Wirth war eine lange, bleifarbige, tiefbrummende Orgelpfeife, behängt mit schwarzsammtnem Camisol und desgleichen Pluderhosen, Hut auf dem Kopf, weiße Pfeife vor dem Mund, wie gewöhnlich. Im Vorgrunde der saubern Hausflur war ein aufgetrepptes Zimmer vollgepfropft mit zechenden und lärmenden Reitern, im Hintergrunde saßen schwarze Männer und Frauen, Gebetbücher unterm Arm finster und

schweigend um ein Caminfeuer. Ich setzte mich zu ihnen, keine Seele achtete auf mich, außer einer blanknasigen Kaffeeschwester, welche trotz der allgemeinen Landescalamität das Cokettiren nicht lassen konnte, ich meine die spiegelhelle riesige Kaffeekanne, die in der Mitte des Tisches prunkte, umringelt von vierzig kleinen Täßchen mit buntjapanischen Jäckchen und Liliputerärmchen, welche sie trotzig in die Seite stemmten. Aus dem aufgetreppten Zimmer wurde von Zeit zu Zeit zur Thür herausgeschrieen, en glas Genever, en Spoel kaarten, en glasje klaare met zuiker, en glasje Bitters u. s. w. Die Wirthin zeigte sich als freundlich kluge Frau, lief ab und zu und bediente die unwillkommenen Gäste ohne Murren. Dagegen orgelte ihr langer Herr Gemahl sehr viele schwarze Flüche durch die schwarzen Zähne, lief in seinen vier Pfählen wüthend auf und ab, und hätte gern, wie es schien, sich seines Hausrechtes bedient, wären ihrer nicht zu viele gewesen. Endlich wurzelte er vor seiner Frau still, blies ihr den Dampf seiner Pfeife ins Gesicht und fragte sie, wo ist Grietje? In der Messe, sagte die Frau. In der Messe? Und Willem? Im Stall, glaube ich. Blixem! fuhr er auf und warf seine Pfeife an die Wand, blixem! weiß sie nicht, daß sie nicht in die Messe gehen soll ohne Willem? Keinen Fuß soll sie aus dem

Hause setzen ohne mich oder Willem. Wenn nun die verdammten Kerle sie aufgreifen und anpacken, das Volk kennt nichts als Fluchen, Spielen, Fressen, Saufen — seine Frau hielt ihm die Hand vor den Mund, und rief mit ihrer schmeichelnd fetten Stimme mehrmals beschwichtigend: Papatje, Papatje. Darüber kam die Tochter aus der Messe zurück und der Sturm ging glücklich vorüber. Ein blaßkatholisches Kind mit silbernem Kreuz auf der Brust. Der Brummbär streichelte ihr zärtlich die schwarzen Haare, küßte sie auf die Stirn und verbot ihr mit einer Stimme, die väterlich liebend durch den rohen Groll seiner Seele hindurchbrach, künftig nicht ohne Begleitung ihres Bruders die Messe zu besuchen.

Dann kam Till und nahm Abschied.

Ankunft im Haag.

Ein Traum, ein so himmlischer Traum mitten in Böotien! Träume, was sind Träume? haben sie Flügel, sind sie Engel, fliegen sie mitunter vom Himmel auf die platte Erde? — Ach nein! Träume sind keine Engel, Träume kommen nicht aus den Wolken, sie kommen aus dem Magen. Den schönsten Traum meiner Nächte verdankte ich dem fetten Stolker, den du gestern Abend verzehrtest. — Aber die Gestalt, die mich so himmlisch anlächelte, die mich, die ich — die Gestalt, die dich so himmlisch anlächelte, die dich, die du — genug diese Gestalt war eine seraphinische Blähung.

Blasphemie! rief ich aus, und sprang aus dem Bett, sehr aufgebracht über den platten Einfall, welchen ich im Zorn eine Einblasung des Eidammer Apoll nannte. So wandelt denn, murmelte ich, kein Mensch ungestraft weder unter Palmen, noch unter Butterfässern.

Uebrigens war es hohe Zeit aufzustehn. Die Uhr der St. Jakobskirche stand auf zehn, mein Nachbar zur Rechten, meine Nachbarin zur Linken, klapperten bereits seit einer Stunde mit den Theetassen, und meine Nachbarin zur Linken war gewiß schon bei der zwanzigsten.

Die St. Jakobskirche hat einen langen vierschrötigen Thurm, darüber einen geschnörkelten Aufsatz, worin eine Versammlung großer und kleiner Glocken, die gerade im Augenblicke, als ich aus dem Fenster sah, den alten Wilhelmus van Nassouwen herabspielten, und was der Zufall bedeutend genug fügte, auf den Kopf eines Nassauers, der vor meinem Fenster vorüberritt. Es war der Prinz Wilhelm von Oranien, ich hatte ihn schon gesehen bei Quatrebras, kampfschwitzend und in bloßen Hemdärmeln an der Spitze seiner Reiter, nämlich im Kupferstich an der Wand einer Dorfschenke. Er saß leicht und schlank zu Pferde, blickte heiter und sorgenlos in die Welt, wie Göthe's Egmont auf dem Markt zu Brüssel, vielleicht war der Engländer, den er ritt, dasselbe edle Thier, das mit ihm über die Barricaden der wüthenden Brüsseler glücklich hinweggesprengt war. Nun ritt der Prinz wieder über einen Markt, aber die Sache war nicht so gefährlich, Schildwachen präsentirten, ehrsame Bürgersleute nahmen ihren Hut ab und

ließen ihn mit Ehren ruhig durch, es wär der Markt im Haag, denn der Prinz, der Engländer, die St. Jakobskirche und ich, wir befanden uns sämmtlich in der Residenz des Königs von Holland, im grünen Haag. Ich sage im grünen, denn Haag oder s'Gravenshage ist eine Stadt, wie andere holländische Städte, und wie London schwarz aussieht, Paris weiß, Berlin roth, so hat der Haag wegen seiner Canäle, Bäume und Häuser einen grünlichen Anstrich, und als ich bei meiner Ankunft über eine Brücke fuhr, begegneten mir Arm in Arm zwei Damen mit grünen Brillen, grünen Kleidern und grünen Regenschirmen, welche sie gegen den Nebel aufgespannt hatten.

Auf dem Sopha ausgestreckt, dachte ich an meinen Traum und legte in Gedanken meine schnelle Reise noch einmal wieder zurück. Wie glänzt man, wie leuchtet man, wie dichtet man, wenn man dahinläuft, sagt irgendwo Jean Paul. Göthe würde gesagt haben, wenn man dahinfährt in bequemer Berline mit vier Rappen bespannt; Byron, wenn man dahintrottirt auf einem langen Engländer. Jeder nach seiner Art. Göthe ist die Poesie in der Hofkutsche, Byron die Poesie zu Roß, Jean Paul die himmlische Fußboten-Poesie, die Poesie per pedes Apostolorum.

Die holländischen Dichter mögen die Poesie

in der Treckschuite vorstellen. — In Holland sieht man selten einen Reiter, nicht einmal einen Probenreiter, noch seltener einen Fußgänger. Alles fährt und schifft. Die holländischen Landstraßen sind aber auch vortrefflich. Selbst über die Haiden von Overyssel und Geldern läuft ein bequemer, gemüthsruhiger Weg; nirgends eine hohe obrigkeitliche Erlaubniß, sich den Hals zu brechen, wie auf der Haide von Westphalen. Hinter Amersfort wird der Weg dielenplatt. Man denke sich, die holländischen Landstraßen sind belegt mit jenen allerliebsten gelben Klinkern, womit man bei uns zu Lande hübsche Häuser aufführt und Keller und Höfe aussetzt. Darüber rollt der Wagen so leicht und stoßsicher hinweg, wie nur über die Basaltstraßen am Rhein, oder die Lavastraßen von Italien. Diese zierlichen, unter den Rädern des Wagens klingenden Wege sind freilich nicht so stark und dauerhaft, wie die steingroben Chausseen in Norddeutschland. So einer von den himmelhohen Frachtwagen, die caravanenartig die Lüneburger Haide durchziehen, würde in Holland seine Spur durch eine lange Verwüstung kenntlich machen. Allein solche Unbill haben die holländischen Wege nicht zu befahren. Alles, was Fracht und Last heißt, wird in Holland zu Schiff gepackt und auf Canälen weiter befördert. Die Canäle sind die eigentlichen Landstraßen in

Holland. Man hört weder das Knallen der Fuhrmannspeitsche noch das Hoho der Kärrner; nur leichtbeladene Fuhrwerke rollen hin und her und selbst die Heu- und Mistwagen der Landleute sind leicht, schmal und zierlich gebaut. Diligencen gibt es in diesem kleinen Lande nach allen Richtungen; außer ihnen Treckscheuten für Personen, welche als regelmäßige Wasserposten täglich, stündlich ab- und zugehen. Geht es mit den Treckscheuten auch nicht auf Flügeln des Windes, so kommt der reisende Holländer doch immer um den stolpernden Schritt eines büschelbeinigen Gauls weiter in der Welt; dabei kann er sein Pfeifchen rauchen und mit seinem Nachbarm im Ruf ein kleines gepraatje über Wind und Wetter, Krieg und Frieden anbinden. Vielleicht ist China das einzige Land auf der Welt, das einen ähnlichen Anblick von Brücken, Canälen, Junken, Schiffern und Reisenden gewährt.

Mir machte die Reise nach dem Haag ein kindisches Ergötzen. O Butterland! o Käseland! rief ich, gelobtes Land meiner Kinderjahre, sei mir gegrüßt. Und auch du, o Jan Koxin, alter Feldwebel, mit dem ich so oft an der Elbe spatzieren ging, als die Franzosen bei uns waren und ich noch die ersten Hosen trug, sei mir gegrüßt, alter Jan Koxin, der mir so oft erzählt — was mich in die tiefste Rührung versetzte — daß die artigen

Kinder in Holland zum Frühstück fingerdicke Butter und ein daumdickes Stück Käse auf ihre Bemme bekämen. Ach Koxin, schrie ich damals, wie wollte ich artig sein, wäre ich ein kleiner Holländer; ist Holland weit von hier? „Holland ist sehr weit von hier, sagtest du langsam; ma—a—r die Welt ist rund und du kannst einmal dahinkommen.

Jetzt war ich da und glaubte den Geist des alten Feldwebels neben mir in der Kutsche sitzen zu sehen, wie er sein spanisches Rohr ausstreckte und mich auf alle Gegenstände aufmerksam machte, von denen er mir früher erzählt. Es war Alles ebenso, wie ich mir gedacht. Diese Städte mit ihren stumpfen Thürmen und Glockenspielen, ihren Grachten — man sieht in eine Gracht hinein, wie in einen Guckkasten, in der Mitte einen dunkelgrünen Canal mit Torf- und Kartoffelschiffen, eine perspectivische Reihe von Brücken, Bäumen, Krahnen, Häusern, schlafenden verschlossenen Häusern mit hohen verhängten Fenstern, Winkelspiegeln, Klingelzügen, hohen Schornsteinen, den einen noch wunderlicher gebaut, wie den andern, so daß man sagen kann, die Phantasie der Holländer hat sich an ihren Schornsteinen erschöpft.

Diese Dörfer mit ihren schmalen Gassen, ihren kleinen bunten Häusern, diese Bauer- und Milch-

wirthschaften mit ihren blanken Kesseln und Heuschobern, diese Landschaften, verhaßt der Diana, der Göttin des Wildes und Waldes, weil sie weder Wild noch Wald enthalten, verhaßt dem Apoll, weil sie sein poetisches Gefühl durch Schnupftabacksmühlen beleidigen, verhaßt selbst dem Pan und den Feldgöttern, sonst Liebhabern von Vieh, weil ihnen keine Hirtenflöte oder auch nur ein Kuhhorn entgegenschallt, aus gänzlichem Mangel an Hirten; diese Landschaften, die immer und ewig dasselbe Gesicht behalten, und unveränderlich mit Gras, Kühen, Canälen und Windmühlen abwechseln, vielleicht von allen Göttern und Göttinnen nur geliebt von der Himmelskönigin Juno, welche die Welt aus einem ökonomischen Gesichtspunkt betrachten muß, da sie nach Homer Kuhaugen hat.

Alles fand ich, wie ich's mir gedacht. Nur die Menschen nicht. Der Krieg mit Belgien hatte sie völlig aus den Angeln ihrer Gemüthsart gehoben, das bedächtige Volk war durch ein neues Gefühl, Ritterthum, Ehre, in ein fremdes Element hineingeplumpt, die Jungen erhitzten die Alten, die Zeitungsschreiber Alle. Sie machten aus einer Angelegenheit der Familie Nassau eine Volkssache, gebärdeten sich so isegrimmig, als ob sie allen Belgiern nur einen Hals wünschten, um ihn mit einem Streich abzuschlagen. Einem

ward unwohl in ihrer Gesellschaft. So traf ich im Wirthshaus zu Amersfort einen Kreis junger Officiere von der Schütterei, oder holländischen Landwehr, die häßlich renommirten und ihren Wein unter Kraftsprüchen hinabtranken. Zuletzt brachte der Jüngste von ihnen eine Gesundheit aus: auf Kaiser Nicolaus und daß er bald mit den Polen fertig wird. Alle Gläser klangen — unter ihren Oranjeschärpen schlug kein Herz für die edelste Sache, für welche je Blut geflossen, sie hatten Schwerter angeschnallt, aber sie waren darum keine Ritter geworden, sie fühlten keine Bewunderung, nicht einmal Mitleid für die ritterlichen Polen, welche ihrem Opfertod entgegenjauchzten. Und doch war die Sache der Polen einst die Sache ihrer Väter.

Die Scene machte mich beklommen. Gottlob, rief ich, als ich wieder Gottes freie Luft schöpfte, Gottlob, daß ich nicht im Butter- und Käselande geboren bin, Gottlob, daß ich ein Deutscher bin. Nein, diese Holländer sind keine Deutsche mehr, sie haben aufgehört es zu sein, seit sie, aus unsern Urwäldern vertrieben, in diesem nassen Jammerthal sich niederließen. Feuer, Wasser, Luft und Erde haben sie zu Holländern verarbeitet, ihre Sprache ist versumpft und in Gurgellaute ausgeartet, ihr Geist ist nur der feuchte Niederschlag des

deutschen mehr, beraubt des himmlischen Funkens der Begeisterung, baar und ledig der Phantasie und des Gemüths. Begeisterung — wer wollte das trübe und neidische Feuer, was ihnen jetzt aus den Augen sieht, Begeisterung nennen.

Mit diesen Worten machte ich mir Luft; aber ich muß gestehen, daß die Schütter von Amersfort mich eine geraume Zeit unterwegs verstimmten, bis ich im nächsten Wirthshause mit einem alten vernünftigen Holländer bekannt wurde, an dessen gepudertem Kopf der Wirbelwind der Zeit vorbeigefahren war, ohne ihn über die wahren Interessen seines Landes zu verdrehen. — In Utrecht schlief ich die Nacht, in Leiden verweilte ich so lange, als man braucht, um über den blauen Stein am Rathhaus vorüber von einem Thor zum andern zu fahren und jetzt war ich im Haag.

Der Spaziergang im Busch.

Unmittelbar an den Haag stößt ein Gehölz, Busch genannt, in Holland sehr berühmt, weil man darin eine Viertelstunde lang unter nichts als unter Bäumen geht, welche glückliche Vereinigung von Bäumen hier zu Lande sich nur in der Nachbarschaft von Harlem *) wiederholt. In diesem Busch wandelt an heitern Tagen die schöne und elegante Welt vom Haag, und es war ein sehr schöner Tag, als ich am Arm eines Bekannten die bunten Reihen durchstrich, welche sehen und gesehen werden wollten.

Wer ist die vornehme Dame, die hinter uns fährt, sie hat einen Fuchs und einen Schimmel vor dem Wagen und einen Malayen mit aufgespanntem Sonnenschirm hinter sich. — Die Frau

*) het Harlemmer hout ist ein Lustholz vor den Thoren Harlems.

des vorletzten Gouverneurs von Batavia, sagte mein Begleiter. Eine liebe Frau.

Als Mijnheer Kapellen in seiner Jugend sich um ihre Hand bewarb, widerriethen ihre Verwandten die Heirath, weil er ein armer Teufel war. Sie hat ihn aus Liebe genommen, ein unerhörtes Beispiel in den Annalen der patrizischen Ehen, für welche Plutus und nicht Amor den Contract aufsetzt. Jetzt ist er aber ein steinreicher Mann, so reich wie Lucull, nach seiner Statthalterschaft in Klein-Asien. Er bewohnt ein fürstliches Landhaus in der Nähe von Utrecht und besucht nur alljährlich auf kurze Zeit die Residenz, um der königlichen Familie seine Aufwartung zu machen. Haben sie seinen arabischen Hengst noch nicht gesehen? Der wirft seinen Schweif wie ein Pfauenrad, sprüht Feuer aus den Nüstern, tanzt wie Vestris und ist das Entzücken aller unserer jungen Messires, die nichts lieber wünschen, als einmal Gouverneure von Batavia zu werden. Der Gouverneur hat ihn von Gott weiß welchem asiatischen Sultan zum Geschenk bekommen. Pferde und Wagen spielen auf Batavia die Hauptrolle. Kein Holländer läßt sich zu Fuß sehen. Mir ist ein Fall bekannt, daß ein Mijnheer, der seinem Nachbarn in einer sechsspännigen Carosse einen Besuch abstattete, noch im Thorweg seines Hauses

saß, während die Vorderpferde schon in den Thorweg des Nachbarn einbogen. Durch diese Unsitte verlieren sie den Gebrauch ihrer Beine, wie durch die Unzahl ihrer mohrischen und malayischen Sclaven den Gebrauch ihrer Arme und Hände. Die vornehmen Holländerinnen leben dort auf demselben Fuß, nur auf einem bedeutend größeren (die Holländerinnen haben entsetzlich große und schwere Füße), wie ihre Schwestern in Japan und Hindostan. Sie behängen sich geschmacklos mit Perlen und Edelsteinen, liegen den langen lieben Tag auf dem Sopha, lassen sich die Mücken und Fliegen abwedeln, waschen sich viel und werden immer gelber, baden sich oft und werden immer welker, angeln gern nach jungen Europäern, welche sie reich und dürre machen, und sind im Uebrigen so geistlos und armselig in der Unterhaltung, daß man in ihrer Gesellschaft nicht ausdauern kann. Das sei nicht gesagt von der Gouverneurin, sie ist eine scharmante Frau, sie kann auch schon lange wieder zu Fuß gehen. Als sie erst zurück kam, war ihr dieses unmöglich. Sie wollte im Haag eine Jugendfreundin besuchen, auf deren Wiedersehen sie sich seit langer Zeit gefreut. Der Wagen fährt vor, der Bediente öffnet den Schlag und meldet seiner Gebieterin mit dem kläglichsten Gesichte, das Haus liege hinter einer Brücke und

man könne nur zu Fuß hinüberkommen. Dieser Umstand war für sie hinreichend, um den Besuch aufzugeben.

Kein Wunder, sagte ich, der Holländer ist schon von Natur kein Vogel, und wird er nun aus seinen nebelkalten Sümpfen unter die brennende Sonne Indiens versetzt, so muß ihm ungefähr so schlaff zu Muth werden, wie Einem, der mit durchnäßten Kleidern sich an die Gluth des Caminfeuers setzt.

Aber sagen Sie, wer ist der kleine Herr vor uns auf? — Wer? — Der mit dem grandiösen, familien-aristokratischen Schritt aus alter guter Zeit. — Das ist unser Bürgermeister, Mijnheer Kobbes van Kattendyk, ein kleiner lebhafter Mann, sehr beliebt am Hofe, thut viel für's französische Theater, für die Verschönerungen der Stadt. Mein Barbier behauptet, daß er zu wenig Bart und zu viele und zu kostbare Ideen hat. Er meint damit den neuen Canal, den Mijnheer Kobbes van Kattendyk mitten durch die Dünen bis beinahe an die See geführt hat, ein Werk, gegen dessen Vollendung die Herren Wasserstaaten von Delfland eingekommen sind, weil sie behaupten, Holland dürfe nicht ohne die höchste Noth sein kostbares Palladium, die Dünenkette, durchbrechen. Dieser Canal ist auch ohne Ende und Schiffarth,

welche auf jeden Fall wegen Sandbänken und Brandung nicht erzielt werden möchte, für den Kenner und Liebhaber der schönen Natur sehr schätzenswerth. Die schönen Töchter des Sir Charles Bagot, des englischen Ambassadeurs, gehen hier jeden Tag spatzieren, oder vielmehr, sie schweben spatzieren, denn die Jüngste vor Allen ist ein schwebender Engel. — Ach, sehn Sie, da geht der ehrliche Bernhard von Sachsen-Weimar, der vor einigen Jahren seine Reise in die nord-amerikanischen Staaten in den Druck gegeben hat; ein alter deutscher Degenknopf, über dessen Besitz die Holländer sich Glück wünschen. — Der Prinz Oranien mit seinen Söhnen — ach, er möchte so gern König von Belgien werden, weil er fühlt, daß er für die trockenen, ökonomischen Holländer nicht geschaffen ist. Seltsam, das Land ist so naß und die Menschen hier so trocken. Sein Bruder Friedrich ist dagegen mit Haut und Haar ein Holländer; man kann auch sagen, er ist das im Dünnen, was sein Vater im Dicken ist. — Das halbe holländische Lager ist hier auf den Beinen. Wer ist der junge Offizier, mit dem Sie sich grüßten, ein bildschöner Mann. — Sagen Sie, der Adonis von Holland, das Wehgeschrei aller Damen, seit er seinen Arm verloren; nicht im Krieg, im Duell. Sie sehn daraus, daß auch

die holländischen Offiziere sich duelliren. Ah bon jour, monsieur le baron, sagte mein Begleiter zu einem Männchen, das von aller Welt gegrüßt ward und alle Welt mit unendlich vielen hastigen und possirlichen Bücklingen wieder grüßte. Glücklicher Zufall, daß ich Sie treffe, ich wünsche mir Ihre Belehrung über einen Punkt aus den holländischen Alterthümern. Gestern Mittag speiste ich im alten Dulen an der Wirthstafel, das Gespräch fiel vom Hundertsten ins Tausendste und endlich sogar auf das alte Thule, jene famose Insel, die ein Kaufmann von Marseille, ich weiß nicht wie viel Jahre vor Christi Geburt, in der Nordsee entdeckt haben wollte und deren Name und Lage so vielen Gelehrten den Kopf zerbrochen. Da meinte ein junger Doctor der Philosophie, unter Thule sei weder Island, noch Norwegen, noch eine der schottischen Inseln zu verstehen, sondern — was meinen Sie wohl — Holland, die batavische Insel. Vermuthlich, sagte er, ist dieser griechische Kaufmann bei Scheveningen ans Land gestiegen und zwar zur Zeit eines starken Seenebels, wie er hier zu Lande nicht selten einfällt, hat dann einige Nächte im alten Dulen logirt, wie noch jetzt die reisenden Kaufleute zu thun pflegen und bei seiner Abreise den Namen eines einzelnen Wirthshauses für den Namen des Landes gehal-

ten, das vielleicht auch damals noch gar keinen Namen führte. Eh bien, monsieur le baron, was sagen Sie dazu? Der Baron räusperte sich und sagte, die Conjectur ist artig und ingeniös, auf den ersten Anblick sehr glänzend und dabei schmeichelhaft für Holland. Allein so guter Patriot ich bin, so scheinen mir doch bei näherer Betrachtung die angeführten Gründe nicht haltbar genug, um unserm Lande den Ruhm anzueignen, von Pytheas, der ungefähr um die Zeit des Aristoteles lebte, besucht worden zu sein. Das Wort Dul ist allerdings so alt, wie unsere Sprache, und also so alt, wie unsere Vorfahren selbst, welche in diesem heiligen Hain, worin wir jetzt friedlich spatzieren gehen, ihren Göttern blutige Opfer darbrachten. Allein die Wirthshäuser, welche man unter dem Namen Dulen in ganz Holland findet, steigen ohne Zweifel nicht höher hinauf, als bis zur Gründung der Städte und der Stiftung der Schützengilden, welche in diesen Wirthshäusern zusammenkamen, um nach dem Dul, id est, nach dem Ziel, nach der Scheibe zu schießen. A propos, mon ami, beim Schießen — hier fiel er sich in ganz verändertem Ton in die Rede, indem er sich kriegerisch in die Brust warf — à propos beim Schießen, haben Sie meine Kanoniere schießen hören? Die Kerle schießen majestätisch, klassisch sag'

ich Ihnen. Dulce est pro patria mori. Falle ich, so sollen sie den Kopf der Livia haben, der Ihnen so sehr gefällt. Haben Sie meine ägyptischen Papyrusrollen schon gesehen? Besuchen Sie mich doch, mon cher. A revoir, à revoir.

Ist das ein Offizier von der Artillerie, fragte ich, als der kleine Baron sich entfernt hatte. Bewahre, sagte mein Begleiter, seine Kanoniere sind eine unschuldige Spielerei, die man ihm aus Rücksichten für seine Person einstweilen erlaubt. Er ist reich, von alter Familie, besitzt ein Paar große Hotels, sammelt Münzen, Steine, chinesische Puppen, römische und batavische Alterthümer und besitzt unter Anderm eine schöne Büste der augustäischen Livia, auch ein Paar köstliche Holzschnitte von der Hand Albrecht Dürer's, was er Alles mit dem größten Vergnügen den Fremden und Einheimischen sehen und bewundern läßt, wie auch ein Bild, das ihn selbst vorstellt, als er noch im Flügelkleide und ein Knabe von sieben bis acht Jahren war, er trägt als Amor Bogen und Pfeile, einen rothen Rock mit goldenen Tressen und sieht unter den gepuderten und gebrannten Locken schon eben so antiquarisch aus, wie gegenwärtig. Von seiner Frau ist er geschieden, sie wollte den Staub und seine alte Amme nicht an der Stelle liegen lassen, wo sie seit Alters lagen,

den Staub nicht auf seinen chinesischen Puppen, die alte Amme nicht in ihrer gemeinschaftlichen Schlafkammer. Wie ich höre, ist sie aus dem heiligen Schooß der Antiquitäten in sehr profane Arme gestürzt, sie soll verheirathet sein an einen holländischen Unteroffizier, der ohne Zweifel seine alte Amme nicht bei sich hat und es auch nicht ungern sehen wird, wenn sie seinen Antiquitäten, alten Kamaschen und sonstigen alten Scharteken, den Staub ausklopft.

Wir schlugen uns aus dem Gedränge und kamen an einen mit hohen Buchen umringten Teich mit der Aussicht nach dem Hause im Busch, einem Lustschloß der oranischen Familie, das sich von dieser Seite sehr anmuthig hinter mehreren Brücken darstellt. Schwäne ruderten im Teich und aus einem Gebüsch ließ sich plötzlich die Nachtigall hören, einige Schritt weiter sahen wir die Königin der Nachtigallen, die kleine liebenswürdige Henriette Sonntag oder Gräfin Rossi, oder Gräfin Rossignol, wie ich sie am liebsten nenne. Sie hing am Arm ihres hübschen Mannes, und ich will nicht darauf schwören, daß sie sang, sie schien eher mit ihrem Manne zu sprechen; aber ich hörte sie singen und die langhalsigen Schwäne, die ihr nachruderten und mit den Flügeln schlugen, als wären sie ganz außer sich vor Vergnügen,

ich Ihnen. Dulce est pro patria mori. Falle ich, so sollen sie den Kopf der Livia haben, der Ihnen so sehr gefällt. Haben Sie meine ägyptischen Papyrusrollen schon gesehen? Besuchen Sie mich doch, mon cher. A revoir, à revoir.

Ist das ein Offizier von der Artillerie, fragte ich, als der kleine Baron sich entfernt hatte. Bewahre, sagte mein Begleiter, seine Kanoniere sind eine unschuldige Spielerei, die man ihm aus Rücksichten für seine Person einstweilen erlaubt. Er ist reich, von alter Familie, besitzt ein Paar große Hotels, sammelt Münzen, Steine, chinesische Puppen, römische und batavische Alterthümer und besitzt unter Anderm eine schöne Büste der augustäischen Livia, auch ein Paar köstliche Holzschnitte von der Hand Albre[illegible] Dürer's, wa[illegible] Alles mit dem größten Be[illegible] den Fr[illegible] und Einheimischen sehen u[illegible] andern lä[illegible] auch ein Bild, das ihn [illegible] ellt, a[illegible] im Flügelkleide und ein [illegible] n sieb[illegible] Jahren war, er trä[illegible] mor Pfeile, einen rothen [illegible] und sieht unter den [illegible] Locken schon eben so [illegible] wärtig. Von seine[illegible] wollte den Staub [illegible] der Stelle liegen [illegible]

den Staub nicht auf seinen chinesischen Puppen, die alte Amme nicht in ihrer gemeinschaftlichen Schlafkammer. Wie ich höre, ist sie aus dem heiligen Schooß der Antiquitäten in sehr profane Arme gestürzt, sie soll verheirathet sein an einen holländischen Unteroffizier, der ohne Zweifel seine alte Amme nicht bei sich hat und es auch nicht ungern sehen wird, wenn sie seinen Antiquitäten, alten Kamaschen und sonstigen alten Scharteken, den Staub ausklopft.

Wir schlugen uns aus dem Gedränge und kamen an einen mit hohen Buchen umringten Teich mit d[illegible]ssicht nach dem Hause im Busch, einem L[illegible]er oranischen Familie, das sich von di[illegible] sehr anmuthig hinter mehrern Brück[illegible] Schwäne ruderten im Teich und [illegible]ebüsch ließ sich plötzlich die Nach- tig[illegible] Schritt weiter sahen wir die K[illegible]llen, die kleine liebenswür- d[illegible]g oder Gräfin Rossi, oder [illegible]e ich sie am liebsten nenne. [illegible]hres hübschen Mannes, und [illegible] schwören, daß sie sang, sie [illegible]rem Manne zu sprechen; aber [illegible] und die langhalsigen Schwäne, [illegible]ten und mit den Flügeln schlu- [illegible]e ganz außer sich vor Vergnügen,

ich Ihnen. Dulce est pro patria mori. Falle ich, so sollen sie den Kopf der Livia haben, der Ihnen so sehr gefällt. Haben Sie meine ägyptischen Papyrusrollen schon gesehen? Besuchen Sie mich doch, mon cher. A revoir, à revoir.

Ist das ein Offizier von der Artillerie, fragte ich, als der kleine Baron sich entfernt hatte. Bewahre, sagte mein Begleiter, seine Kanoniere sind eine unschuldige Spielerei, die man ihm aus Rücksichten für seine Person einstweilen erlaubt. Er ist reich, von alter Familie, besitzt ein Paar große Hotels, sammelt Münzen, Steine, chinesische Puppen, römische und batavische Alterthümer und besitzt unter Anderm eine schöne Büste der augustäischen Livia, auch ein Paar köstliche Holzschnitte von der Hand Albrecht Dürer's, was er Alles mit dem größten Vergnügen den Fremden und Einheimischen sehen und bewundern läßt, wie auch ein Bild, das ihn selbst vorstellt, als er noch im Flügelkleide und ein Knabe von sieben bis acht Jahren war, er trägt als Amor Bogen und Pfeile, einen rothen Rock mit goldenen Tressen und sieht unter den gepuderten und gebrannten Locken schon eben so antiquarisch aus, wie gegenwärtig. Von seiner Frau ist er geschieden, sie wollte den Staub und seine alte Amme nicht an der Stelle liegen lassen, wo sie seit Alters lagen,

den Staub nicht auf seinen chinesischen Puppen, die alte Amme nicht in ihrer gemeinschaftlichen Schlafkammer. Wie ich höre, ist sie aus dem heiligen Schooß der Antiquitäten in sehr profane Arme gestürzt, sie soll verheirathet sein an einen holländischen Unteroffizier, der ohne Zweifel seine alte Amme nicht bei sich hat und es auch nicht ungern sehen wird, wenn sie seinen Antiquitäten, alten Kamaschen und sonstigen alten Scharteken, den Staub ausklopft.

Wir schlugen uns aus dem Gedränge und kamen an einen mit hohen Buchen umringten Teich mit der Aussicht nach dem Hause im Busch, einem Lustschloß der oranischen Familie, das sich von dieser Seite sehr anmuthig hinter mehreren Brücken darstellt. Schwäne ruderten im Teich und aus einem Gebüsch ließ sich plötzlich die Nachtigall hören, einige Schritt weiter sahen wir die Königin der Nachtigallen, die kleine liebenswürdige Henriette Sonntag oder Gräfin Rossi, oder Gräfin Rossignol, wie ich sie am liebsten nenne. Sie hing am Arm ihres hübschen Mannes, und ich will nicht darauf schwören, daß sie sang, sie schien eher mit ihrem Manne zu sprechen; aber ich hörte sie singen und die langhalsigen Schwäne, die ihr nachruderten und mit den Flügeln schlugen, als wären sie ganz außer sich vor Vergnügen,

hörten sie offenbar auch singen. Vielleicht hatte die kleine Zauberin nur aus Scherz die Luft und die Gesträuche mit Musik angesteckt. Den Abend aber hörte ich sie wirklich singen. Sie sang im Salon des **schen Gesandten auf allgemeines Bitten das Schweizer Alpenlied: „steh nur auf, steh nur auf,“ so himmlisch schön, daß ergraute Minister in die Welt hineinlächelten, wie die Kinder, so schmachtend, daß dem Legationssecretair der **schen Gesandtschaft die Brust bis an die Watten stieg, so schmelzend, daß einem dicken Fräulein das schiere Fett von der Wange träufelte, so zum Vergessen, daß Herr Douvrard von Paris seine letzte Speculation, seine Schulden und Saint Pelagie vergaß, und ich selber ausrief: Herr Gott, Madame, wäre ich der Schweizerbu, ich würde meine Lebtage nicht aufstehen, aus purem Vergnügen, sie so schön jodeln zu hören: „steh nur auf, steh nur auf, du Schweizerbu.“

Brief in die Heimath.

Du weißt, mein lieber Fritz, wie rasch ich die Gelegenheit ergriff, welche sich mir anbot, Deutschland zu verlassen und einige Zeit in Holland zuzubringen. Die Kunst war keine der letzten Rücksichten, welche mich dazu bestimmte. Ich war neugierig, diese handfeste Schule in ihrer Heimath, ihrer Werkstatt, ihrem eigentlichen Lebenselement zu studieren. Darnach wirst du kaum glauben, daß ich bis auf diesen Augenblick meinen Fuß noch in kein Museum gesetzt habe, weder im Haag, noch in Amsterdam. Ich mag noch nicht. Ich bin noch nicht in der Stimmung, Gemälde und Kunstsachen zu sehen, ich habe den Kopf von vielen andern Dingen voll, ich habe unter Anderm den Schnupfen. Ich bin jetzt schon satt vom ewigen Einerlei dieser Wiesen, Canäle und Windmühlen. Mich zerstreut selbst der Haager Kirmis nicht, obwohl das bunteste Gewühl von

Hof, Stadt und Land darin umherwogt. Ich bin mißmuthig. Ich benutze oft die Gelegenheit, welche man an den Küstenorten, wie Haag, glücklicherweise hat, Holland in Holland zu entlaufen, ich steige in die Dünen, wandle am Ufer der Nordsee und verschlage meine Gedanken in Wind und Wellen.

Du fragst mich, was ich zu dem letzten Schritt Eurer Stände sage: Ach, Fritz, geh mir weg mit Deinen Ständen und, willst Du mir einen Gefallen thun, so laß mich künftig in Ruhe mit Deinen Ständen. Mag jedes deutsche Ländchen sein Ständchen haben und bekommen, wie jedes Städtchen sein Theaterchen, und jedes Dorf sein Puppenspiel in Gottes Namen, wenn es den Leuten Vergnügen macht. Allein, eins möcht' ich, solltest Du Deinen Leuten ins Ohr raunen: schreit nicht so, thut nicht so wichtig, tretet nicht so herculisch auf, schont die Bretter, lauft nicht mit drei Schritten über die Bühne, stoßt nicht den Himmel ein, laßt den Blocksberg stehen, den alten Philister, rennt den Schwarzwald nicht um und vor allen Dingen macht Serenissimo auf seinem Lehnstuhle nicht unnöthige Besorgnisse.

Lieber Fritz, was hilft und nützt alles „Aus der Haut fahren," wenn man doch immer im alten Balg stecken bleibt.

Siehst Du's denn nicht, daß diese einunddreißig Constitutionsflicken uns noch lächerlicher machen in unserer bunten Jacke?

Begreifst Du's denn nicht endlich, verzeih mir, Fritz, wir haben so oft darüber gesprochen, und du hast mir zugestanden, daß der provinzielle, hausbackene Liberalismus dieser Leute eben so unerfreulich und kleingeistig ist, wie der adelige Servilismus, und daß er, statt dem Vaterlande in seinem Aufschwung zu helfen, sich nur gut gezeigt hat, um das alte unausstehliche Kannegießerwesen in Deutschland zu erneuen und hier und da einen Gassenlärm, einen Schloßbrand, eine Adresse und dergleichen zu Wege zu bringen. Aber das Volk, sagst du, muß doch einstweilen seine Vertreter haben, damit es wisse, wo die Gelder abbleiben, welche ihm die Regierung auspreßt und damit die Regierung nicht mehr bekomme, als billig und nöthig ist. Alter Junge, ich merke, Du wirst fett auf Deinem Landgut und guckst Deiner Frau mitunter in den Topf. Ihr reichen Schelme da wollt nicht gern herausrücken. Aber ich sage Euch, wenn ich erst an die Regierung komme, so will ich Euch ein anderes Evangelium lehren. Ich träume schon sehr viel davon. Vorige Nacht hatte ich den glücklichen Einfall, mich zum König von Preußen auf einige Zeit krönen

zu lassen, vorvorige Nacht stand ich auf dem Straßburger Münster und hielt einen langen Stock in der Hand, der reichte so eben von den Alpen bis an die Ostsee — Du kannst denken, daß ich nicht schlecht damit in Deutschland aufgeräumt habe.

Du fragst mich, ob und was ich lese in Holland. Sehr wenig, lieber Fritz. Drei Damen haben mir drei Bücher geliehen, darin blättere ich von Zeit zu Zeit. Hier folgen sie: 1) ein ziemlich dicker Quartant in bekanntes Leder eingebunden, dem äußern Ansehen nach kanonischen Inhalts, in der That aber eine chronique scandaleuse, ein minitiöses Echo aller der kleinen Erbärmlichkeiten hiesiger Salons. 2) Eine Art Taschenalmanach, eingebunden in rothen Maroquin, goldner Schnitt, die Blätter gehen aber leicht auf und man liest den gewöhnlichen Inhalt: für Liebe und Freundschaft, die russische Masurka und andere neue Tänze und Tanztouren. 3) Ein seltsames und seltenes Buch im Umschlag von weißer Seide mit eingestickten Blumenaugen; es stehen darin viel räthselhafte Mährchen und Träume, in welchen Süd und Nord sich wundervoll begegnen, Alles mit silbernen Buchstaben auf rosenrothes Seidenpapier gemalt, und nach Art und Weise des künstlichen Mittelalters mit Schneeglöckchen und Lotosblumen, Engelköpfchen und Teufelsfratzen,

Marien- und Helenengesichtern und dergleichen polarischen Figuren abenteuerlich verziert. Fritz, es steigt mir zuweilen, wenn ich darin blättere, eine dunkle Erinnerung in der Seele auf, eine Ahnung, als hätte ich die eine Geschichte vom verzauberten Prinzen schon einmal gelesen, oder gar belebt und als wäre ich selbst der verzauberte Prinz gewesen und hätte den grünen Nixenpavillon in der Ostsee bewohnt und die allerseligsten Tage mit ihr zugebracht. Anfangs wird es mir grün und blau vor den Augen, dann sehe ich klarer, dann funkelt es durch die grünen Wellen wie Morgenröthe, dann schimmert das reinste Gaslicht durch Wände von Krystall und Smaragd, dann bin ich selig und glaube, daß die Prinzessin es auch ist, und dann höre ich plötzlich den furchtbarsten Knall, die smaragdenen Scherben fliegen mir ins Herz und ich liege wie ein elender entzauberter Mensch auf ödem Fels im Meer und Du, mein alter treuer Fritz, stehst bei mir und verbindest meine Wunden.

Tolles Zeug! — Jan, en flammetje! As u belieft, mijn Heer. Jan bringt mir ein brennendes Schwefelholz und ich zünde seelenruhig meine Cigarre an. Einige Schritt von mir sitzt ein dicker Mijnheer und angelt nach der Amsterdammer Zeitung, die ihm vor fünf Minuten aus

der Hand fiel. Eben so lange sitzt er da und angelt, ohne die Zeitung erhaschen zu können. Ich springe auf und gebe sie ihm. Kann man sich als Fremder mehr Verdienste erwerben um Alt-Niederland? Die Holländer stecken mich an mit ihrem Patriotismus. Es ist auch unglaublich, wie viele Opfer sie in dieser Zeit auf dem Altar des Vaterlandes niederlegen. Von freiwilligen Gaben zur Pflege und Unterstützung des Lagers sind die Spalten ihrer Zeitungen gefüllt; Wein, Branntwein, Taback, Leinen, wollene Decken und was nicht alles Mögliche, denn es gibt fast keinen Gegenstand, auf welchen ihre patriotische Fürsorge nicht fällt. Diese geht so weit, daß sie sogar ihren alten Generalen Nachtmützen schenken, wenigstens dem alten Papa Chassé, wie ich so eben lese. Hier sind die Worte, welche schwarz auf weiß gedruckt in der Zeitung stehn, lies sie Deiner Frau vor:

bij het ministerie van Binnenlandsche zaken is ontvangen:

van —

van —

van vier Dames te Rotterdam eene witte gebreide wollen muts, bestemd voor den Liutnant General Baron Chassé, waarin gewerkt de woorden. „Leve Chassé 1831."

Das Volk ist so naiv, daß es keine Miene verzieht, wenn es dergleichen liest. Jeder hält eine weiße, warme, wollene Nachtmütze für ein sehr wohlthätiges Geschenk für einen alten General, der einen kahlen Kopf hat, besser, als ein Paar luftige Lorbeerblätter, die an der Stirne frösteln. Und darin haben sie Recht. Ich glaube, Fritz, ich lege mir auch eine weiße gebreitete, wollene Mütze zu, obgleich ich weder alt, noch kahl, noch General bin; denn die Nächte, lieber Fritz, sind in Holland sehr feucht und kalt und daher habe ich auch den Schnupfen, wie gesagt.

Brief eines holländischen Matrosen.

Von Allem, was die holländische Literatur in dieser Zeit geliefert, und dessen ist sehr viel, da Gedichte und Broschüren über den Krieg scheffelweise aus der Presse kommen, von Allem gefällt mir am besten der Brief des Matrosen Hobein an seinen Vater, der, wie ich höre, im Haag Lampenputzer am Theater und seines sonstigen Gewerbs ein ehrsamer Altflicker ist. Ich will diesen Brief wörtlich mittheilen. „Lieber Vater," schreibt er, „lieber Vater und Schwester, ich bin noch frisch und gesund und habe euren Brief vom 5ten Februar erst am 2ten April Morgens früh erhalten; auch habe ich Israel (Bruder) gesehn und gesprochen, er ist wohl einen Kopf höher und viel schwärzer als ich, und ich bin eine Nacht mit ihm auf dem Strich gewesen, er kannte mich, aber ich kannte ihn nicht mehr; er hat mir gesagt, daß er bereits an euch geschrieben hat, so daß ihr nun

Alles wißt. Gegenwärtig bin ich zu Philippine, da haben wir gesessen, wie die Fischer, um sie zu fangen, aber wir geriethen so nahe ans Fort, daß wir in die Klemme kamen, das Gefecht ging los und wir gaben den Meutlingen von unsern Kotteletten zu schmecken, allein, ehe wir uns dessen versahen, blieb unsere Schaluppe auf dem Grund sitzen, warum wir sie verließen und durch den Schlamm wateten, bis wir ans Anland (het schor, angeschwemmtes Land) kamen, wir gaben ihnen aufs neue ein Pack vom halben Laken, und denkt euch, Vater, wir waren unserer nur dreißig Mann und ihrer waren wohl dreihundert, und doch hatten sie das Herz nicht, an die Schaluppe zu kommen, denn wir hielten den Strich sehr gut. Nachmittags um 5 Uhr stieg das Wasser so hoch, daß wir das Anland und die Schaluppe hätten im Stich lassen müssen, allein die Mannschaft wollte das durchaus nicht, und um sie zu kriegen, war kein anderes Mittel, als nach ihr hinzuschwimmen, weil sie nach ihnen zutrieb. Ich bedachte mich einen Augenblick und wagte es, schwamm darauf los und habe die Schaluppe an den Wall gebracht unter dem unaufhörlichen Feuern der Meutlinge, so daß es Kugeln um mich her ins Wasser regnete, und ich jeden Augenblick dachte, nun kriegst du eine vor den Kopf, aber ich kam glücklich durch

und wohlbehalten bei der Schaluppe an. Ich zog das Ankertau ein und ruderte die Schaluppe an den Wall und ließ die Mannschaft in die Schaluppe gehen. Wir setzten die Segel bei und gingen darauf an Bord, (des Kanonenboots), aber wenn wir nun wieder anfangen, wollen wir das Ding noch besser machen, das ist nun das dritte Mal, daß wir mit ihnen zu thun haben, an Bord sollen sie uns nicht kommen, und wenn sie kommen, so gehen sie, wie mit dem Boot No. 2, hübsch gebraten zum Himmel. Nun, Vater, bitt' ich an Alle zu grüßen

euer euch liebhabender Sohn.

Meine Adresse ist auf dem Boot No. 33 vor Philippine."

Das nenne ich mir einen wackern Matrosen. Von einer solchen That weiß ich gewiß, daß nur ein Mann Manns dazu ist. Dagegen läßt mich der erste grausenhafte Vorfall vor Antwerpen noch immer in Zweifel, ob der Held desselben ein Held war oder nicht, vor Allem, nachdem sich das rechte Licht über diese Geschichte verbreitet hat. Es ist nämlich eine Thatsache, daß die holländischen Seeoffiziere, welche damals vor der Schelde lagen, untereinander sich den Eid abgenommen hatten, eher mit ihren Schiffen in die Luft zu fliegen, als sich gefangen dem Feind zu übergeben. Die hol-

ländischen Zeitungen erwähnen nichts hierüber, allein die Sache ist unbezweifelt: Van Speik hatte diesen Eid mit beschworen, und es scheint mir, das Gespenst desselben hat ihn gleich aufs äußerste gebracht und seine Kräfte zum Versuch der Gegenwehr gelähmt. Die Holländer vergleichen ihn in ihrem Enthusiasmus mit Reinier Klaassohn, mit Herrmann de Ruyter, zwei würdigen und markvollen Gestalten ihrer Geschichte. Allein alte vernünftige Holländer thun Einsprache gegen diesen Vergleich. Reinier Klaassohn schlug sich auf dem Meer zwei ganzer Tage lang unausgesetzt mit vier spanischen Gallionen herum, sein durchlöchertes Schiff drohte, jeden Augenblick zu versinken; da warf er sich mit der Mannschaft auf die Knie nieder, bat Gott um Verzeihung und sprengte den lecken Kasten in die Luft. Herrmann de Ruyter, dieser tapfere Schlachter von Herzogenbusch, Anhänger Wilhelms von Oranien, wehrte sich im Thurm von Löwenstein, in welchen er sich mit fünf und zwanzig Mann geworfen hatte, gegen dreihundert Spanier, bis auf das letzte Gemach im Thurm, bis auf den letzten Mann, den er bei sich hatte, bis auf die letzte Muskel seines Arms und dann erst ließ er den Thurm mit Todten und Lebendigen und sich selbst in die Luft fliegen.

Sieht man nun das Conterfei dieses jungen Mannes — ich habe außer den Kupferstichen, die ihn vorstellen sollen, zwei Gemälde im Palast des Königs gesehen, worauf seine That abgebildet — so fühlt man sich noch weniger geneigt, der Vermuthung beizutreten, als wäre in ihm ein künftiger großer Admiral untergegangen. Er sieht gar nicht so aus, als wäre er vom alten Schrot und Korn der holländischen Seehelden, er sieht fade aus, und dieses ist eben nicht der Fehler von Martin Hargerts Tromp, oder des großen de Ruyter's Seelöwengesichtern.

Wie man aber auch den Mann beurtheilt, so bleibt gewiß, daß seine rasche That elektrisch wirkte, die Holländer ermuthigte, die Belgier stutzig machte.

Die Nordsee.

Beim Anblick der Nordsee fühle ich theetrinkendes, civilisirtes Geschöpf, daß ich noch einige Blutstropfen meiner normännischen Ahnen in mir rinnen habe. Ich kam vom königlichen Antikencabinet, mir war so klassisch ruhig zu Muth, ich hatte die schönsten griechischen Idealformen vor Augen, ich ging nach Schevelingen, ich sah die See, die brandende, brausende Nordsee und verweht waren meine griechischen Ideale und ich fühlte mich im Kern meines Wesens ganz ein anderer Mensch als ein Grieche. Der Athem der See fuhr mir durch die Brust, ihre Wellen brachen sich an meinem Herzen, wie an ihrem Ufer.

Woher dieser Zauber? Der Süden kennt ihn nicht, der Franzose fühlt ihn nicht, der Grieche ahnte ihn nicht. Ueber seiner ionischen See, seinem Mittelmeer schwebt epische Ruhe — blauer Himmel, blaue Fluth, glückliche Inseln, goldene

Aepfel, hesperidische Gärten. Die Nordsee ist lyrisch, leidenschaftlich, voll Klippen, Untiefen, Stürme, Strudel, Gefahren, Abentheuer. Im ionischen Meer sieht der Schiffer von Insel zu Insel den wirthlichen Rauch der Hütten aufsteigen, in der Nordsee schweift der Blick über eine unermeßliche wüste Fläche, und Land und Menschen ahnen sich nur in weiter Ferne. Im ionischen Meer ziehen die Schiffe wie stille Schwäne durch die Fluth, in der Nordsee kreisen sie wie Möven mit flatternden Flügeln am Horizont.

In beiden lebt die Seele der Menschen und die Seele des Nordens ist, wie ihre See, wetterwendisch, ungestüm, sehnsüchtig, sich verlierend ins Unermeßliche. Die Nordsee wird nie zum Mittelmeer und der Nordmensch nie ein Grieche trotz Winckelmann und Goethe.

Ich habe die See in allen ihren Zuständen und Beleuchtungen gesehen, bei Auf- und Untergang der Sonne, bei Mond- und Sternenlicht, im hellen Glanz des Mittags, leise athmend, wie im Traum, brüllend wie in der Wuth, gähnend wie ein nordischer Riese, der Langeweile fühlt, mit Schweiß und Schaum bedeckt, als käme sie aus dem Kampf, himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt, immer anders, immer dieselbe.

Wie oftmals habe ich mich geschaukelt auf ihrem Rücken, als nackter Reiter die weißen Rößlein getummelt. Bald wollten sie mich am Strand absetzen, bald mit mir in die Wasserwüste durchgehen. Kam ich mir doch vor, wie Alexander, der den Bucephalus bändigt.

Alexander und ich — großer Gott!

Naivitäten.

Närrisches Volk das! Bin ich in Rotterdam, laufe umher, sehe den Tag über, was zu sehen ist, den Erasmus auf dem Markt, der in Erz gegossen, obgleich er nur ein pappener Kerl war, der Hafen, der von Schiffen wimmelt, die breiten schönen Canäle, die hohen festen Häuser, die Straßen, die hoch liegen, weil sie über Canälen erbaut sind, die Kaffeehäuser, wo die Holländer an kleinen Tischen herumsitzen und sich mit Dampf beschießen, die geschmackvolle Börse mit ihrer transparenten Uhr — der Weiser leuchtete auf halbelf, als ich aus der Stadt am Ufer der Maas entlang ging, um mich von der Hitze des Tages in kühler Nachtluft zu erfrischen. Das Wasser ladet mich ein zum Baden, der Mond flimmert über die Wellen und ich monde mich wie ein Fisch, indem ich ruhig ausgestreckt im Wasser liege, die Augen zumache, die Füße ein wenig heraushalte und nur leise unter

mir mit den Händen wiegle. Auf einmal höre ich Fußtritte herankommen. Eine Weiberstimme ruft mir zu: „guden Avend mijn Heer." — Ich antworte nicht und sehe nicht hin. — „Guden Avend mijn Heer, het Waater is seekerlijk lekker." — Ich rühre mich nicht und antworte nicht. — „Mijn Heer, hu laat is het wel?" — Ich sage nichts. — „Muder," flüsterte eine ängstliche Kinderstimme, „mijn Heer is dood." „Bin je dood, mijn Heer?" rief das Weib mir zu, indem sie näher an das Ufer trat; „mijn Heer, as ù belieft, bin je dood? bin je dood, mijn Heer, as ù belieft?" Ich mußte laut auflachen. Hat der Gugguk je so etwas gesehn, einen Menschen, den man für todt hält, zu fragen, ob er todt ist, wenn's gefällig.

Ein andermal wanderte ich arglos in den Straßen von Amsterdam. Ich ging eben über eine Brücke, als mir ein tückischer Stiefelwichser hinterrücks mit der Bürste in die Stiefel fuhr, mein Bein festhielt und schrie, „as ù belieft mijn Heer ù Laarsen s' choon te maken," was so viel sagen will, als: beliebt es, mein Herr, daß ich Ihre Stiefeln blank mache. Stiefelwichser und Gurkenverkäufer sieht man in Amsterdam auf Schritt und Tritt, sie machen nebst den Juden einen Hauptheil der Amsterdamer Bevölkerung aus. Ich habe hinterher jeden Stiefelwichser als meinen per-

sönlichen Feind aufs Korn genommen, und alle erdenkliche Vorsicht angewandt, um den Nachstellungen dieser Leute zu entgehen. Dennoch erwischte mich ein Teufelskerl bei meinem zweiten Besuch in Amsterdam, als ich ahnungslos das thun wollte, was Rubens seinen Ganymedes in der Luft verrichten läßt.

In naturalibus genirt man sich in Holland äußerst zwanglos, ja es gibt in diesem Punct in allen holländischen Städten musterhafte öffentliche Anstalten, deren man sich mit privilegirter Unverschämtheit bedient. Die Freiheit ist eine der ältesten Privilegien der Niederlande, im Norden sowohl, wie im Süden. Die Brüsseler haben dieselbe sogar personificirt in der Person ihres berühmten Mannekepis. Dieser ist ein kleines Puppenkerlchen, vor Aller Augen auf der Straße in der Nische eines Bürgerhauses aufgestellt, besitzt verschiedene Kleidungsstücke, welche ihm die Weiber aus dem Volk an solchen Tagen anziehen, wo er fungirt, das heißt, wo er, nicht wie der heilige Januarius in Neapel Blut, sondern Wasser, mitunter sogar Wein laufen läßt.

Das sind unschuldige Sachen. Weniger unschuldig, obgleich nicht weniger niederländisch naiv ist der Umgang beider Geschlechter. Ein Fremder, der davon hört, begreift kaum, daß die holländi-

schen Städte nicht mehr uneheliche Kinder auf die Geburtsliste bringen. Von den Waffelmädchen spreche ich gar nicht, obgleich, wer den Holländer nicht in der Waffelbude gesehen hat, eine Hauptscene aus der Gallerie des holländischen Volkslebens nicht kennt. Ich spreche auch nicht von den Kirmissen und überhaupt nicht von der untersten Volksclasse, sondern vom Mittelstande und den ehrbaren Leuten, die einen eigenen Stuhl in der Kirche haben und einen blankgebonerten Klingelzug vor ihrer Hausthür. Ich befand mich freilich niemals in ihren Gesellschaften und kann daher nicht als Augenzeuge berichten, allein ein deutscher in Holland ansässiger Kaufmann, von dem ich weiß, daß er nie ein Wort zu wenig oder zu viel sagte, hat mir ein Bild von denselben entworfen, das ich nicht in jedem Zuge genau wiedergeben kann, da er seine eigene Frau damit wegjagte. Anfangs — das ist das Wesentliche — geht es ziemlich langweilig und ehrbar unter den Gästen her. Dann setzt man sich zu Tisch, es kommen die Weinbouteillen oder der Punschnapf, die Gäste erheitern sich, es laufen derbe Scherze herum (hier fehlen die Citate), die jungen Mädchen setzen sich den jungen Männern auf den Schooß oder sträuben sich nicht lange, wenn sie herbeigezogen werden, Mund und Hände sind nicht faul, das trinkt, scherzt, küßt, wagt,

preßt so frei, derb und unbefangen in Gegenwart der Mütter und kleinen Schwesterchen, als säße es Paar für Paar in einsamem Mondschein oder im lustigen Stübchen einer Waffelbude hinter zugezogenen Gardinen.

„Sie begreifen, mein Herr," sagte der Kaufmann, „dies sind Freiheiten, die in jedem andern Lande sehr ernsthafte Folgen haben würden. Allein zum Glück für die Ruhe der Mädchen bleiben die Männer zuletzt noch vernünftiger, als sie selbst. Es sind gesetzte Schäker, die Holländer, sie greifen das Capital nicht an, sie leben von den Interessen. Die Mädchen beklagen sich sogar nicht selten über ihre Kälte, ihr steifes Wesen, vor Allem, wenn sie Clauren und andere deutsche oder französische Romanenschriftsteller gelesen. Sie wollen dann auch ein wenig à la Mimili geliebt sein, allein ihre Schäfer verstehn sich nicht weder dazu noch darauf. Nur ein einziges Mal habe ich die Carricatur eines schmachtenden holländischen Jünglings gesehen."

Die Erzählung des Kaufmanns ergötzte mich, ich machte einige scherzhafte Bemerkungen und mir muß auf der Straße noch der Scherz aus den Augen gesehen haben, denn ein niedliches Waffelmädchen, das mir begegnete und Waffeln auf dem Teller trug, fragte mich mit schelmischem Blick,

ob mir etwas besonders an ihr gefiele. Von einem holländischen Mädchen auf der Straße freundlich angelacht und im Vorbeigehen mit einem Scherzwort begrüßt zu werden, das begegnet jungen Leuten so gewöhnlich, daß es mir nur in den ersten Tagen, aber nicht späterhin auffiel. Das gehört zu den liebenswürdigen Naivetäten dieser schlittschuhlaufenden Kinder.

Allgemeiner Blick auf die Beschaffenheit des Landes.

Land, Wasser, Sumpf, was soll man sagen. Von der Natur zum Paradiese der Kraniche und Frösche bestimmt, ist Holland im Lauf der Jahrhunderte durch die zähe und schlüpferige Geduld eines kleinen germanischen Völkchen, das Kiemen statt der Lungen gehabt zu haben scheint, in einen fruchtbaren und stark bevölkerten Wohnsitz der Menschen umgewandelt. Man werfe einen Blick auf die Karte. Holland bildet, wie Unteregypten, ein Delta, nämlich ein Schein-Delta. Eingefaßt von den Armen des Rheins verdankt es auch, allem Ansehen nach, sein schlammiges Dasein dem Schlamm, den dieser Strom auf seiner langen Fahrt von den Alpen zur Nordsee mit sich wälzt. Noch auf Karten des Mittelalters sieht man überall Seen, Moore und Sümpfe unordentlich durcheinander zerstreut. Freilich, des Wassers ist seit jener Zeit eher mehr, als weniger geworden. Die Südersee ist aus feuch-

ten Wiesen und einem Landsee entsprungen, das Harlemmer Meer hat reißend um sich gegriffen, viel Land ist außerdem ertrunken; allein dagegen ist ein großer Theil der Sümpfe und Moore ausgetrocknet, Ziel und Regel in den feuchten Wust gebracht und ein Element, das den Menschen zu verschlingen drohte, nicht allein nothdürftig gebändigt, sondern zur Quelle der Reichthümer und des Wohlstandes umgeschaffen. Und so sieht man hier mitten in Europa eine höchst curiose, egyptisch-chinesische Kunstwelt, Verstand und Geduld über und unter der Erde, ein durchgreifendes System von Dämmen und Deichen, Schleußen und Canälen, höchst einfacher Natur, aber nicht desto weniger bewundernswerth durch das Massive und Kostspielige ihrer Anlage und das verständige Zusammenwirken der Jahrhunderte, welches man dabei gewahr wird.

Will man sich eine anschauliche Vorstellung dieses Wasserreiches machen, so fasse man folgende Hauptzüge ins Auge.

Der größte und beste Theil des Bodens von Holland liegt unter dem Spiegel der See zur Fluthzeit, liegt daher zwischen den beiden Extremen der durch Ebbe und Fluth alle sechs Stunden veränderten Wasserstände, würde also alle sechs Stunden unter Wasser und alle sechs Stunden wieder aufs

Trockene gesetzt werden, ohne das Vorhandensein jenes natürlichen Bollwerkes der Dünen und andererseits der künstlichen Dämme und Deichewo mit, die Einwohner die Ufer ihrer Flüsse, der Südersee u. s. w. beschirmen. Und dennoch würde Holland in kurzer Zeit rettungslos versinken und in sein altes morastiges Element zurückkehren, wüßte man nicht täglich die große Menge Wassers herauszuschaffen, welche sich täglich von innen sammelt aus Thau, Nebel, Regen, Quellen, Durchsinterung des Bodens u. s. w. Für diesen Zweck benutzt man auf die einfachste und sicherste Weise das Phänomen der Ebbe und Fluth, als worauf der größte Theil der hydrotechnischen Anstalten dieses Landes wesentlich basirt ist. Die Polder, so nennt man die tiefliegenden Wiesen, welche einer künstlichen Entwässerung bedürfen, verdanken diesen Act und ihre Erhaltung Schleußen, welche eingerichtet sind, wie Ventile an Pumpwerken. Sie öffnen sich nach der Seite des Meeres oder der großen Ströme, sobald der Wasserdruck von innen erfolgt und das Strom- oder Meerwasser diesen Druck nicht durch einen Gegendruck aufhebt, also zur Zeit der Ebbe. Das andringende Wasser der Fluth hingegen schließt die beweglichen Thore der Auswässerungsschleußen, so daß kein Seewasser in die Polder tritt, und das Binnenwasser Zeit er-

hält, sich während dem Verlauf der Fluth in den gezogenen Gräben und Canälen zu sammeln. Ein nicht geringer Theil der holländischen Polder hat sogar eine noch tiefere Lage als der Wasserstand der Nordsee zur Zeit der Ebbe, sie sind entstanden aus alten ausgetrockneten Mooren, Sümpfen, Seen u. s. w. und ihr Wasser läßt sich nur durch Windmühlen in die Canäle auswässern, aus welchen es durch Auswässerungsschleußen ins Meer ausgestoßen wird.

Alle Gewässer der Seeprovinzen, eingeschlossen von der Maas, dem Leck und dem Y bilden eine Zahl von Bewässerungs- und Entwässerungssystemen, deren Centralpunkt das sogenannte harlemmer Meer ist, ein großer Binnensee, der vormals im offenen Zusammenhang mit dem Y und der Südersee stand und daher dem Spiel der Ebbe und Fluth ausgesetzt war, jetzt aber durch die großen Schleußen von Sparendam und Halffweg abgeschlossen und von Ebbe und Fluth gänzlich befreit ist. Vermöge dieser Schleußen, welche zur Ebbezeit geöffnet und hinterher sogleich geschlossen werden, ist der Wasserstand des harlemmer Meeres gefestigt und um ein Beträchtliches niedriger gelegt worden.

Jede dahin auswässernde Landschaft, als Rheinland, Delfland, Schieland u. s. w. (uitwatering)

bildet sein eigenes Wasserreich, dessen Wasserbürger alle dahin gehörigen Grundbesitzer sind. Diese erwählen einen Rath sachverständiger und starkbetheiligter Männer, **Hemradschapi** genannt, welchem sie ihre hydrotechnischen Interessen mit großen Vollmachten anvertrauen. Er wacht für die Dauer und Sicherheit der Dämme und Schleußen, und läßt alle beobachteten Mängel und Gebrechen ohne Zeitverlust in Stand setzen. In die Kosten theilen sich alle Grundbesitzer. Soll etwas von Bedeutung unternommen werden, so wendet sich der Rath an den Waterstaat, welcher ein besonderes Ministerium bildet, und die Hemdrathschaften centralisirt. Gleiche Noth, gleiche Gefahr vereinigt alle Kräfte für diese wichtigste Angelegenheit des Landes, dieses kleinen Landes, das so große Dinge durchgesetzt hat. Die Noth hält sie beständig in Athem. Sie gleichen Matrosen auf einem lecken Schiffe, die Tag und Nacht pumpen müssen, um nicht unterzugehen.

Allgemeine Charakteristik der Bewohner.

Unter dem Namen Holländer begreift man heutzutage die Einwohner sehr verschiedener Provinzen, sogar den Frisen, der einem besondern Volksstamme angehört, wenn auch dessen Sprache durch die holländische auf wenige Dörfer zurückgedrängt worden. Die Holländer und Frisen waren in alter Zeit beständige Feinde und manchen Grafen von Holland, der sich Rechte über das „freie Frisland" anmaßen wollte, hat eine frisische Streitart vom Pferde gehauen. Die Herzöge von Burgund und Könige von Spanien wurden allerdings Herren des Landes, aber berührten dasselbe nur sehr vorsichtig und gleichsam mit der Spitze des Scepters. Ludwig von Nassau vertrieb im Jahr 1568 die Spanier und seit der Zeit gubernirte eine Nebenlinie des Hauses von Oranien in Frisland. Von dieser stammt der jetzige König, dessen Vater und Großvater, denn nach dem frühzeitigen Tode Wilhelms des Zweiten, des letzten Oraniers,

kam die frisische Linie der Nassauer mit Wilhelm dem Dritten nach Holland, wodurch das Band der Provinzen Holland und Frisland noch fester geknüpft wurde. Etliche charakteristische Hauptzüge theilt der Frisländer ohne Zweifel mit seinem Nachbarn, dem Holländer und vorzüglich dem Bewohner von Nord-Holland, der in Sitte und Tracht dem Frisen sehr nahe steht. Der Frise ist Wasserländer, Deicher, Schiffer, wie der Holländer, beschifft mit diesem die Südersee, und hat noch den Dollart *) und ein Labirinth von Binnengewässern vor ihm voraus. Allein der Frise ist stärker von Leib, starrer und unabhängiger von Gemüth, eigenthümlicher in seinem Wesen, erfindungsreicher und mehr zum Grübeln und selbst zur Wissenschaft aufgelegt, als der Holländer. Was gleich in die Augen fällt, ist, daß der Frise ein großes mechanisches Talent hat, das dem Holländer wenigstens in dem Grade abgeht. Eigentliches Kunsttalent hingegen scheint der Frise nicht zu besitzen.

Von den Bewohnern der Provinz Utrecht und Geldern unterscheidet sich der Holländer weniger, aber doch merklich genug. Die Gelderschen sind seit alter Zeit Landbauer, die Holländer Schiffer

*) Der Dollart entsprang im Jahr 1777 aus „ertrunkenem Lande," bei welcher Ueberschwemmung dreiunddreißig Dörfer zu Grunde gingen.

und Krämer. Zu Lande zeigten sich daher die Gelderschen immer muthiger und unternehmender, als die Holländer. Der zahlreiche aber arme Adel von Geldern war als ritterlich bekannt, daher an 5 die Holländer spottweise zu sagen pflegten:

hoog van moed,
klein van goed,
een zwaard in de hand
is't wapen van Gelderland.

Auch in den Charakter des Seeländers mischen sich einige besondere Züge. Als Insulaner und Bewohner der fruchtbaren Eilande, welche die Mündungen des Rheins, der Maas und der Schelde durchfluthen, wird er mehr vom frischen Seehauch gestählt, belebt und geröthet. Die Wassergeusen waren Seeländer und, wie wäre es den Holländern ergangen ohne Wassergeusen; da sie zu Lande fast immer unglücklich waren. Maarten Tromp war ein Seeländer aus der Stadt der Wassergeusen, Brielle, und de Ruyter ward geboren auf der Insel Oostvoorne an der Küste von Südholland, Beide im Angesicht der offnen See, die dem Holländer hinter Dünen versteckt liegt.

An Körperkraft zunächst sind die Bewohner aller dieser Provinzen den Bewohnern der Provinz Holland überlegen. Der Holländer verträgt keine anhaltende beschwerliche Arbeit, er ist

nicht gewöhnt an den Schweiß des Pfluges und der Sense, und erliegt sehr bald unter den Strapazen einer kriegerischen Unternehmung. Marschiren ist seine Sache eben so wenig, wie Gras mähen, daher er auch in früherer Zeit Tausende von deutschen Lanzenknechten, wie jetzt noch Tausende von deutschen Bauerknechten und Grasmähern aus seiner Tasche besoldet. Selbst Brauknechte, Zuckersieder, Kornschichter, Ankerschmiede und dergleichen Leute sind häufig Deutsche, Schiffszimmerleute, Maurer und andere dagegen, die es mit der Arbeit sacht angehen lassen, Einheimische. Der Bauer, Tagelöhner, Dienstbote, welche bequeme Tage machen sie sich in Holland, in Vergleich mit den unsrigen. — Kann ich an diese doch nur mit Jammer denken. Wie sie sich abmühen und wie Mancher sich die letzte Faser vom Leibe schwitzt, um sein Brod zu verdienen. Hundearbeit das, ein deutscher Bauer zu sein.

Bequemlicher also, oder von schwächeren Muskeln sind die Holländer. Ursprünglich Hirten und Fischer, doch auch in römischer Zeit und bei Quatrebra's, tüchtige Reiter, später Kaufleute und Krämer und in diesem Geschäft einzig in ihrer Art. Die Gabe des Calcüls, bedächtiger Speculation, voraussehender Klugheit macht keiner ihnen streitig. Jeder Zoll ein Kaufmann.

Fasse ich aber das Allgemeine zusammen, was der Gemüthsart Aller zu Grunde liegt, so möchte ich als solche Grundfaser im Charakter des „Alt-Niederländers" eine grobe, aber eben darum starke und ausdauernde moralische Kraft bezeichnen. Aehnlich charakterisirte sie Napoleon. Als nach seiner Rückkehr aus Holland etliche Senatoren Scherzworte über die Holländer laut werden ließen, sagte er zu ihnen, meine Herren, Sie mögen witziger, geistreicher und liebenswürdiger sein, als die Holländer, aber ich wünsche Ihnen die Moralität derselben. — In der That, ein Volk, das mit der größten europäischen Macht einen siegreichen Kampf durchkämpfte, einen noch größeren mit der Natur, mit Wasser, Erde und allen Elementen fortwährend auszukämpfen hat, kann nicht anders, als moralisch sein; Moralität ist die geschichtliche Grundlage seiner Freiheit, ja die nothwendige Bedingung seiner Existenz. Ihre Canäle und Wasserbauten, ihre Häuser und Gärten, ihre Sauberkeit, Oekonomie, ihr vorsichtiges, bedächtiges, ernstes und nüchternes *) Wesen sind nichts als

*) Ich bin achtzehn Monate in Holland gewesen und habe kaum so viele Menschen im betrunkenen Zustande gesehen, obgleich fast Jeder täglich — ich möchte sagen vom Minister bis zum Karrenschieber — seine Paar Schnäpse trinkt.

sichtbare Zeichen, Beweise und Ausflüsse der nationalen Moralität. Grob aber nenne ich dieselbe, weil sie mit grobem Egoismus vermischt ist, weil Noth und Bedürfniß ihre Erzeugerinnen, kalter Verstand ihre Triebfeder, Wuchergeist und Geldsucht ihre Begleiter, Argwohn, Mißgunst und oft nur zu grausame Parteilichkeit ihre Folgen sind. Es ist eine Moralität ohne Zartheit, ohne Wärme, ohne Liebe, ohne Großmuth, mit einem Wort, eine unliebenswürdige egoistische Moralität, welche die holländische Nation unter ihren Brüdern in Europa charakteristisch auszeichnet.

Der Haag und seine Merkwürdigkeiten.

Man stellt sich den Haag gemeiniglich vor als einen Verein prächtiger Landsitze des Hofes, der Diplomaten und holländischen Großen; allein der Haag ist eine ordentliche Stadt und Hofstadt, nur von holländischem Ansehen. Was ihn von andern Städten im Lande unterscheidet, sind die Paläste des Königs und der beiden Prinzen, das alte Schloß der Grafen von Holland, späterhin von den Statthaltern bewohnt, und drei schöne Baumgänge, die auf der Seite mit schönen Häusern bepflanzt, in rechten Winkeln zusammenstoßen. Im Uebrigen der gewöhnliche Anblick, ein Graben rings um die Stadt, Canäle, verschlossene Häuser, klein und groß, gut und schlecht, wunderliche Schornsteine, hohe Unterfenster und Hausfluren, Winkelspiegel und herabgelassene Vorhänge vom Keller bis unter das Dach. Dabei ist es eine offene Stadt, in so fern der Haag keine Thore hat

und zum Theil über den Stadtgraben hinaus erweitert ist, über welchen Brücken führen.

Erst in diesem Jahrhunderte hat der Haag den Namen einer Stadt erhalten, bis dahin war es ein Dorf, das aber Guiccardini schon im sechzehnten Jahrhundert das größte und schönste Dorf von Europa nannte. Der älteste Theil des Ortes ist ohne Frage der Raum, der das alte Schloß umgibt und vornämlich dieses selbst. In frühester Zeit hauseten die Grafen von Holland im benachbarten Dorfe Gravesand, das in den Dünen liegt und noch einige Ruinen aus jener Zeit aufzuweisen hat. Der Haag, holländisch s'Gravenhage, der Grafen Hag oder Gehäge, diente ihnen Anfangs als Jagdschloß, etwas später aber, als beständiger Wohnsitz, den sie von Zeit zu Zeit durch neue Gebäude erweiterten und für ihren Hofhalt bequemer und wohnlicher machten, wobei sie weder auf Pracht ausgingen, noch auf die Simmetrie der verschiedenen Theile große Rücksicht nahmen. Wie diese Gebäude jetzt dem Beschauer vorliegen, gewähren sie, besonders in mondlicher Beleuchtung, einen ehrwürdigen und alterthümlichen Anblick, der in einem Lande, wie Holland, um so mehr auffällt, als die gothischen Ueberbleibsel der Baukunst hier so selten sind, wie in Deutschland häufig. An einer Seite spiegelt sich das Schloß

in einem Bassin oder Teich, in dem Schwäne rudern und in dessen Mitte eine kleine Insel mit Acazien und andern Gesträuchen sich erhebt. Eigentlich ist dieser Teich ein zum Bassin erweiterter kleiner Fluß, der einige Stunden weit aus den Dünen herquillt und nur an dieser Stelle sichtbar wird; er hat das Merkwürdige, daß er durch Kunst unter der Stadt weggeführt ist und bei seinem Eintritt sogar unter einem Canal durchläuft, eine Seltsamkeit, die manchem Ausländer, der sich Jahre lang im Haag aufhält, selbst manchem Einwohner der Stadt nicht bekannt wird. In einem Theile des Schlosses halten die Generalstaaten ihre Sitzungen, ein geräumiger, neuausgebauter Saal, mit auf beiden Seiten in die Höhe führenden Stufen, worauf die Mijnheers Deputirte sich niederlassen; in entgegengesetzter Richtung der grüne Tisch des Präsidenten auf der einen, und der Thron des Königs auf der andern Seite. Ich habe den Sitzungen mehrmals beigewohnt, was mich beim ersten Eintritt in Erstaunen setzte, war der kleine Raum, den der Baumeister für die Zuschauer ausgesetzt hat, zwei Gallerien, in deren einer kaum zehn Menschen Platz finden, ohne sich die Arme wund zu reiben. Der Hof hingegen und das diplomatische Corps haben elegante und hinlänglich geräumige Seitenlogen, die mit rothen

Vorhängen versehen sind. Ich habe Donker Kurtius und mehrere Deputirte der zweiten Kammer gehört; die Meisten lasen ab, die aber einen freien Vortrag hielten, sprachen ohne Anstoß, ohne Zeichen der Verlegenheit, laut und bündig, obgleich für das Gehör nichts weniger als anmuthig, da sie, wie auch die holländischen Kanzelredner und tragischen Schauspieler thun, ihre ohnehin mißtönende, dumpfe Gurgelsprache durch schleppende Betonung und heiseres Organ noch unangenehmer machen. Was sie sagen, ist aber meistens wohlbedacht, redlich ernst gemeint, lichtvoll geordnet und in landüblichen Phrasen ehrenfest und verständlich ausgedrückt. Eine Bemerkung: der holländische Deputirte hat den großen Vortheil, daß er lange sprechen kann, ohne zu langweilen, und eben so lange zuhören, ohne daß ihm langweilig zu Muthe wird. Langeweile ist nämlich eine Pein, die der Holländer selten aussteht, gerade nicht, weil er beschäftigter ist, als andere Leute; es gibt im Gegentheil in keinem Laude so viele Nichtsthuer, Leute, die von ihren Renten leben u. s. w.; sondern weil es gar nicht in seiner Natur liegt, sich zu langweilen, weil er eher die Leere im Magen, als die Leere im Kopfe fühlt, und keine Phantasie hat, die eine laufende Beschäftigung verlangt. Von eigentlicher Beredtsamkeit der Tribüne kann nun

wohl in Holland kaum die Rede sein, besonders nachdem die belgischen Deputirten abgetreten sind, welche durch ihre größere Lebhaftigkeit, ihre Opposition, ihre politischen Intriguen den Verhandlungen der Kammer einigen Sauerteig beisetzten und rednerisches Interesse gaben, vor allem, wenn, wie dies abwechselnd geschah, die Redner sich der französischen Sprache bedienten. Donker Kurtius, dieser Deputirte, der beim Ausbruch der Unruhen in Brüssel zuerst den langgenährten Haß seiner Landsleute gegen die Belgier zu hellen Flammen anblies und die Maßregeln gegen Brüssel, die so schmählig verunglückten, hauptsächlich mit betrieben hat, ist der beste Redner der Kammer; sein leidenschaftlicher Haß gegen die südlichen Provinzen hat ihm manche feurige Rede eingegeben, worüber die Wände des Saals, wenn sie Ohren gehabt, sicherlich ihr Erstaunen gezeigt hätten. Gegenwärtig aber ist der Saal leerer und ruhiger geworden und der Zuhörer mag sich stundenlang von der Gallerie herabbücken, ohne eine Blume der Beredtsamkeit zu erhaschen, oder nur einen Geistfunken in der Luft fliegen zu sehen. Man sieht auch nicht ein, wozu den holländischen Deputirten die Beredtsamkeit gegenwärtig nutz ist. Da nämlich die Mijnheers eins sind, da die Opposition ein- und untergegangen ist in die Meinung des Ministe-

riums, da die Kammer immer Geld hat, wenn der Minister etwas verlangt und nie die Hand zumacht, wenn der Minister die seine ausstreckt, kurz, da die Kammer sich fest entschlossen hat, durchaus keine disharmonische Saite im Innern anzuschlagen, so lange die Harmonie nach außen nicht hergestellt ist, so würde die Beredtsamkeit, diese Stimmgabel der Köpfe und Herzen auf der holländische Tribüne eine ganz überflüssige Rolle spielen. Sie braucht sogar nicht einmal so viele Worte zu machen, wie sie wirklich thut, denn, wie Tacitus in seinem Dialog von den Rednern sagt: **quid opus est longis in senatu sententiis, cum optimi (optimates) cito consentiant.**

Ueberdies besteht die zweite Kammer dem größten Theil nach aus dem aristokratischen Element reicher Mijnheers, auf deren Wahl, nach den bestehenden Wahlgesetzen, die Regierung bedeutenden Einfluß übt. So lange die jetzigen Wahlgesetze fortbestehen, wird nicht leicht irgend eine Absicht des Ministeriums in den Kammern scheitern und die Constitution wird hier, wie anderswo, nur das geduldige Saiteninstrument sein, worauf die souveraine Gewalt ihre Volkslieder setzt und spielt. Selbst die Staaten-General des vorigen Jahrhunderts, unter den letzten Statthaltern, gewährten kein freieres und stolzeres Bild,

sie hatten den starren unabhängigen Selbstwillen der alten Aristokratie der Laune des Hofes zum Opfer gebracht, waren Thon in der Hand des Töpfers, oder mit einem holländischen Bilde zu sprechen, fetter Käse, worauf die Sonne scheint. Nur bis zum Utrechter Frieden sind sie die wahrhaft hochmögenden Herren, und nur bis zu dieser Zeit trugen die Sitzungen, die sie in diesem Schlosse hielten, das Gepräge der Erhabenheit, das die repräsentirte Machtfülle eines starken und unternehmenden Volks auszeichnet. Das sind die Erinnerungen, die das alte Schloß für die Geschichte denkwürdig machen, angerechnet von jenem Augenblicke, als aus dessen Mauern der Fehdehandschuh dem König von Spanien und beider Indien hingeworfen und von Seiten der vereinigten nördlichen Provinzen die Unabhängigkeitserklärung erlassen wurde, ein volles Jahrhundert hindurch, in welchem der hohe steinerne Audienzsaal, ringsumher behangen und verziert mit eroberten spanischen Fahnen und Standarten, die Gesandten aller europäischen Mächte, türkische selbst und persische, feierlich aufnahm und der Senat der Mijnheers-Könige über Krieg und Frieden, Bündnisse und Hülfsleistungen entschied. Tempi passati. Wie erstaunt und ungläubig würden die alten Herren mit Ringelkragen, Degen und goldener Kette in

den Versammlungssaal der heutigen Lieben Getreuen hineinstarren, unter die besternten Wilhelmsritter, die unterthänig ehrfürchtige Blicke nach dem Baldachin seiner Majestät, souverainen Königs der Niederlande, richten.

Wenden wir uns also, wie die Zeit und die Macht, von diesem abgestandenen alten Schlosse nach dem neuen, nach der Königsburg. Machen wir den Weg dahin in Gesellschaft. Wir wandern zunächst über den inneren, mit düstern Arcaden umgebenen Schloßhof, eilig der Treppe am Thurm vorüber, auf welchem das Glücksrad der Lotterie sich dreht und unter welchem Oldenbarnevelds blutiges Haupt sich kreiselte. In der Schloßcapelle murmelt ein katholischer Priester eine Seelenmesse, die Dortrechter Synode würde sich noch im Grabe umkehren, wenn sie es hörte. Wir gehen durch ein Thor, darüber das holländische Wappen in Stein; mit ein paar Schritten sind wir der Brücke entlang und gewahren zur Linken einen Palast, den die Leute Prinz-Moritz-Haus nennen, weil derselbe für jenen abenteuerlichen Helden von Brasilien erbaut und eingerichtet ward. Gegenwärtig befindet sich darin die Gemäldegallerie und das Kunstmuseum des Königs, erstere im obern, letzteres im untern Stock. Von der Gemäldegallerie wird noch öfter die Rede sein. Das Kunst- und Seltsam-

keiten-Cabinet ist angefüllt mit den auserlesenen und kostbaren Gegenständen aus China und Japan, den Inseln der Südsee und des indischen Meers, Persien, Indien, Afrika und Amerika. Den Schluß macht eine Sammlung holländischer Alterthümlichkeiten, die manche historisch bekannte Person durch eine symbolische Reliquie lebhaft ins Gedächtniß rufen. Altbatavische indeß sind keine, oder doch nur zweifelhafte darunter. Die großartigste Erinnerung ruht ohne Zweifel auf dem Commandostab des großen de Ruyter, er hat den Namen der sieben vereinigten Provinzen auf der Themse, wie auf dem Tajo, im Gebraus der Wogen und Donner der Kanonen zuerst in Achtung gesetzt und mehr als alle Commandostäbe der Prinzen von Nassau zusammengenommen die batavische Republik geschützt und auferbaut. Nicht weit von ihm liegt der blutige durchlöcherte Wams, das der Stifter der Republik am 10. Juli 1584 trug, als er durch Balthasar Gerards im Prinzenhof zu Delft meuchlings erschossen ward. Daneben liegen die großen rostigen Pistolen und das elende Stückchen Blei, das den größten Mann seiner Zeit in der Mitte seiner Laufbahn und hochliegenden Pläne hinwegraffte. — Setzen wir uns aber nicht auf jenen Armstuhl, so sehr uns auch die Gegenwart solcher Erinnerungen erschüttern mag, der gefangene Oldenbarneveld saß

darauf und erhob sich nur von ihm, um aus dem Gefängniß nach jenem Platz zu wanken, wo des ermordeten Wilhelms leiblicher Bruder ihn durch den Scharfrichter ermorden ließ. Balthasar Gerards ward von Pferden jämmerlich zerrissen — er wollte nicht auseinander — er war eben so zäh an Leib, wie an Seele — den Prinzen Moritz zerriß das Volk beinah vor Liebe und Enthusiasmus, das niederträchtige Volk, das in allen Ländern sich ähnlich sieht, wie ein faules Ei dem andern.

In frischer Luft verfliegen die fatalen Gedanken. Wir treten in eine dreifache Allee, die Kaiser Karl der Fünfte anlegen ließ. Es ist die Frage — und das ist wieder ein fataler Gedanke — ob Karl in den gesammten Niederlanden nur so viel Bäume gepflanzt, als er Köpfe hat abschlagen lassen. Die Zahl der unter ihm enthaupteten, verbrannten und verjagten Ketzer beläuft sich, wie man sagt, auf hunderttausend. Alba brachte es nur auf achtzehntausend, dennoch haben er und sein Herr, Philipp der Zweite, in den Niederlanden sich weit verhaßter gemacht, als Karl der Fünfte. Warum? Karl der Fünfte, obgleich er den Unterkiefer von einem Haifische hatte, sah menschenfreundlicher aus und betrug sich populärer, als sein Sohn Philipp, der übrigens weit ehrlicher war, und unter andern

nicht die Frechheit hatte, junge Bäume in den Niederlanden zu pflanzen. Und doch wollte ich es diesem Karl willig verzeihen, daß er als Spanier auf die Sprache der Menschlichkeit sich eben so schlecht verstand, wie auf die deutsche Sprache, hätte er nur den Schrei der deutschen Bauern besser verstanden und sich ihrer Sensen und Mistgabeln bedient, um die summa papavera im deutschen Lande abzumähen. Zur Zeit des Bauernkrieges fehlte Deutschland nur ein Ludwig XI.

Vorüber ist vorüber. Besehen wir jenen Palast, der uns auf dem Wege liegt, ein Hercules mit der Keule steht über dem Portal und contrastirt ein wenig mit der goldenen Inschrift: königliche Bibliothek. Ich kann derselben nicht erwähnen, ohne zugleich die Artigkeit der angestellten Beamten zu rühmen. Als einen der Bibliothekare lernte ich zu Anfang meines Aufenthaltes im Haag den bekannten Professor Ernst Münch kennen, er hat sehr viel geschrieben und wird noch sehr viel schreiben. Eigentlich war er vom König in die Niederlande berufen, um an der Universität Löwen geschichtliche Vorträge zu halten und in Verbindung mit den Lehrern des philosophischen Collegiums die Fackel protestantischer Aufklärung in die belgisch-katholische Finsterniß zu werfen, woran ihn auch nichts verhinderte, als der Widerwille der Studen-

ten, die ihn nicht hören wollten und bald darauf der belgische Aufstand. Sein College, der Oberbibliothekar, ist ein alter Mann mit geistlich würdigem Gesicht und Anstand, wirklich auch Priester und regelmäßig die Messe lesend. Seine gelehrte Bildung verdankt er einem Jesuiten-Collegium in Frankreich, von wo er zur Zeit der Revolution nach Holland flüchtete. Als alter Franzose hat er keine Idee von deutscher Literatur, als katholischer Geistlicher keine Idee von protestantischer, als perennirender Emigrant keine Idee von neuer Literatur überhaupt. Ich konnte bemerken, daß er und Münch nicht besonders gut mit einander malten. Der alte silberhaarige Jesuitenzögling schien dem protestantischen Professor seine politisch-liberale Schriftstellerei, dieser ihm unwissende Verachtung der neuen Geschichte vorzuwerfen. Münch fühlte sich daher in dieser Stellung eben nicht sehr behaglich und nahm in der Folge gern den Ruf nach Stuttgard an. Und so sieht man aus diesem Beispiel, daß selbst in der stillen Halle einer Bibliothek, im weltentlegenen einsamen Heiligthum der Wissenschaft die zwieträchtige Zeit einherwandelt und Collegen, Bibliothekaren, Gelehrten, denen die Welt in früherer Zeit nur einen großen Unterschied zu betrachten darbot, den von gebundenen und ungebundenen Büchern, das tägliche Zusam-

menleben mit einander widerwärtig, ja unerträglich macht.

Die Bibliothek ist sehr ansehnlich, enthält insbesondere eine fast vollständige Sammlung von Büchern, Broschüren und Handschriften, die zur Landesgeschichte gehören.

Sie enthält zugleich das Cabinet der Medaillen und geschnittenen Steine des Königs. Ich machte dessen Bekanntschaft erst im letzten Winter, wo ich denn bei fast täglichem Besuch nicht selten in Nebel, Regen, Schnee und Schmutz vor der Thür anlangte und schnell, nach Ablegung meines Mantels und einem Druck der Thürklinke mich an die Wärmeregion des Ofens und in den schönern ewigen Frühling der südlichen Kunst himmlisch behaglich hineinwarf. Verstohlene glückliche Stunden, die ich hier unter den Kameen und Intaglios der alten Griechen und Römer zubrachte. O diese Alten, die nie veralten, wie sie im Kleinsten das Größte, im zehnten, zwanzigsten Theil einer Spanne das Weltgeheimniß der Schönheit zu enthüllen Kunst und Genie besaßen. Solche „mehr als Juwelen und Perlen" muß man gesehen und mehr als gesehen haben, um zu begreifen, welchen Schatz im Sinne des Alterthums Polykrates, Tyrann von Samos, in die Fluthen warf, als er, um die neidischen Götter mit seinem

Glück zu versöhnen, von allen Schätzen, die er besaß, nur seines Siegelrings mit köstlichem Stein sich entäußerte.

Das haager Cabinet ist freilich nicht so reich, wie das pariser, allein, und darauf kommt es an, es besitzt einige Steine von so seltener Schönheit, daß es mir unmöglich scheint, als könnte irgend ein anderes Cabinet dieser Art, auch das reichste in der Welt, einen intensiv höhern Kunstgenuß gewähren. Namentlich fand und bewunderte ich solche in jenem Theil der Sammlung, der eine Zeit lang im Besitz unseres Goethe war, und von ihm, wie man sich erinnern wird, im fünften Theil von „Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben" so anmuthig und geschmackvoll, als umständlich und unterrichtend weiter beschrieben worden. Diese kleine aber kostbare Sammlung hat interessante Schicksale gehabt. Friedrich Hemsterhuis, dem sie ihre Entstehung verdankt, machte der Fürstin Gallitzin, seiner vieljährigen Freundin, damit ein Geschenk, diese stand sie für einige Zeit an Goethe ab, worauf dieselbe, von Goethens Händen geordnet, mit der Tochter der Fürstin Gallitzin, einem kleinen deutschen Fürsten zu Theil ward, der sie zuletzt an den reichen König von Holland verkaufte. Goethe hat diese seine Lieblingssammlung, durch welche er zuerst in das Studium der geschnittenen

Steine, dieser verkleinerten Bildsäulen vom Markte zu Rom und Athen, eingeführt wurde, auch späterhin nicht aus den Augen verloren, wie er's überhaupt nicht machte mit Dingen und Personen, die ihn einmal auf seinem Lebensgange förderlich waren. In „Kunst und Alterthum" 4r Band. 1s Heft, machte er ihre Vereinigung mit dem Cabinet des Königs von Holland bekannt und als dieser, sein zweiter königlicher Freund und Verehrer in Holland, ihm die Beschreibung des Cabinets (**notice sur le cabinet des médailles et des pierres gravées de sa Maj. le roi des Pays-bas**, mit späteren Supplementen) zusandte, verfehlte er nicht, dies im selbigen Blatt, 3s Heft, mit Betrachtungen über die Geschichte des königl. Cabinets dankbarlich anzuzeigen.

Goethe ist gestorben, ach wär' er jetzt erst geboren. Goethe, ein Kind unserer Zeit, welche eiserne Hand würde er aus der Wiege strecken.

Ausgeleuchtet hat die Sonne seines Jahrhunderts, das schöne griechische Kunst- und Südlicht, das Winckelmann am deutschen Himmel heraufführte; es ist verflogen, wie sein Widerspiel, das kalte Fouqueische Nordlicht und wie der romantische Mondschein der Schlegelianer und Tieckianer, der, Gott weiß, in welcher alten deutschen Burg- und Klosterruine steckt und verwittert. Wer aber führt

uns wie Winckelmann die Sonne des neuen Jahrhunderts am deutschen Himmel herauf, wer ist der Sonnengott des neuen Tages, der, gleich Goethe, im goldenen Sonnenwagen sitzt und die schnaubenden Rosse spielend bändigt? Hähne genug, die den Tag ankrähen, die auf dem faulen Mist des Eigendünkels dem alten Tage und der untergegangenen Sonne spöttisch nachkrähen. Häute genug, die fröstelt und schauert, Nasen genug, die Morgenluft wittern, Spreu genug, die im Morgenwinde, im französischen, umherfliegt. — Und über den greisen Sonnengott des vorigen Jahrhunderts sind sie hergefallen, haben ihm, als er unten am Horizont in die blassen noch im Sterben schönen Abendwolken hinabfuhr, Koth in den Wagen geworfen. Die Elenden! Mißgönnten sie ihm sein behagliches Ende, hatten sie so wenig Achtung vor seinen silbernen Haaren, so wenig Mitleid mit dem, vor dem sie Ehrfurcht fühlen sollten? Oder wie konnten sie dem Greise anmuthen, seine Natur zu verwandeln, sich, sein langes Leben, sein Jahrhundert zu verläugnen, die Jugend gegen das Alter zum Streit zu führen, sich einen neuen Begriff vom Volk und deutschen Philistern zu machen, die schöne einheitliche Kunstform seines Lebens zu zerschlagen und auf ihre Art und Weise aufs neue die Massen zu bearbeiten? Und welche Massen?

Wo war, wo ist denn das deutsche Volk, das einen Dichter, wie Goethe, aus der Sphäre der Weltpoesie gegenwärtig und mächtig in seinen Kreis zu bannen vermocht, wo wuchsen die Thaten, die einen Dichter (wie ihn) begeistern, wo grünten die Kränze, die eine Schläfe, wie die seinige zieren sollten? Verdenkt man es ihm, daß er nicht, wie Klopstock, erhabene Bardieten, prahlende Herrmannsschlachten sang, oder keine Gleim'schen Grenadierlieder oder keine Arndt'schen Vater-Blücherlieder dichtete. Glaubt ihr, daß Goethe ein Dichter war, dem erhabene Leere, nüchterner Phantasierausch, negative Begeisterung zusagte. Wähnt ihr, daß er seine Unsterblichkeit an Windeierlegen vergeuden sollte. Und was glaubt ihr, und wäre der alte Goethe 1830 in des alten Lafayette's Haut gefahren und hätte im Taumel der jungen Freiheit seine unsterbliche Leier am Apoll von Belvedere zerschmettert, und hätte mit vor Alter und Freude zitternder Hand Deutschlands Reichsfahne aufgepflanzt auf die Zinne des großherzoglichen Schlosses zu Weimar, worin er so oft Thee getrunken, und hätte gerufen, herbei, ihr Deutschen, herbei! und hätte gefleht und beschworen, herbei, ihr Enkel Herrmanns, herbei! und hätte mit steigender Angst, wie das wahnsinnige Klärchen in den Gassen von Brüssel, zu den Waffen, ihr Leute,

herbei, ihr Bürger! gerufen — was, denkt ihr, was hätten ihm die Spieß- und Pfahlbürger von Hamburg und Frankfurt, von Wien und Berlin dazu gethan und geantwortet, und wie viele glaubt ihr wohl, wie viele Enkel Hermanns hätten sich unterwegs an den Bajonetten der Preußen und Oestreicher aufgerannt?

Ach! —

Verlassen wir, lieber Leser, einen Ort, der mir theils an sich, theils durch seine Erinnerungen an Goethe theuer geworden. — Wir treten wieder in die Allee, deren Ausgang gegenüber der wohnliche und sehr bescheidene Palast des Prinzen von Oranien steht. Von da gelangen wir durch eine schmale Gasse in eine der neuern Hauptgassen des Haags, die auf die Dünen und den Schevelinger Dammweg führt. Mitten unter gewöhnlichen Bürgerhäusern, mit denen es nach vorn Mauer an Mauer zusammenhängt, ragen die Flügel des königlichen Palastes hervor, gleichsam als wollten sie ihre ältern bürgerlichen Nachbarn aus den Zeiten der Republik durch diese zutrauliche Stellung mit sich aussöhnen. Von der hintern Gartenseite fällt der Palast besser ins Auge. Er mag immer unter den Werken der neuern Baukunst in Holland, nächst dem Stadthause zu Amsterdam, die erste Stelle verlangen; was denn freilich nicht

viel bedeutet, da das Baugenie der Holländer zu keiner Zeit eine ästhetische Richtung genommen, sondern sich, zum praktischen Zweck, an Schleußen und Schiffen eher als an Häusern, Kirchen und Palästen dargethan hat. Vergebens wird man sich in den holländischen Städten nach „einem erhabenen Gedanken des Michael Angelo" oder nach einem schönen Denkmal sogenannter gothischer Baukunst umsehen. Wer das Stadthaus von Amsterdam, auf kurze Zeit für den Aufenthalt des guten Louis Bonaparte zur Residenz eingerichtet, und den Dom von Utrecht in Augenschein genommen, dem bleibt in beiderlei Gattung von Gebäuden nichts zu sehen übrig. Kehren wir aber zum königlichen Palast zurück. Ein paar Schütter gehn davor auf und ab. Der König liebt es, sich von seinen Bürgern bewachen zu lassen. Eine hohe und weite Säulenhalle nimmt den untern Raum des Mittelgebäudes ein, Wände und Fußböden von Marmor. Wenigere Lakaiengesichter und goldbetreßte Nichtsthuer sieht man hier auf den Treppen und in den Vorzimmern, als in den Residenzschlössern kleiner deutscher Fürsten. Die Prunkzimmer, vor allen der Salon, sind glänzend, die Wohnzimmer des Königs und der Königin weniger prachtvoll, als gemüthlich, wie es Beider Art und Natur mit sich bringt. Nichts kann einfacher und heimlicher

sein, als das Arbeitszimmer der Monarchin. Rings an der Wand hangen die Bildnisse ihrer Kinder. Angefangene Zeichnungen, Stickereien, Bücher liegen hier und da auf den Tischen, und schlägt man eins von denselben auf, so wird man den Goethe oder sonst ein deutsches Buch finden. Eben so anmuthigen Eindruck machen die geschmackvollen Wohnzimmer, in denen die königliche Familie sich vereinigt.

Unter den Gemälden, welche die Wände des großen Familienzimmers bedecken, ist mir über dem Sopha eine raphaelische Madonna von überseliger Schönheit aufgefallen.

Die Diplomaten.

François de Thou, französischer Gesandte im Haag, begegnete in seinem Wagen dem spanischen Gesandten, Don Entevano de Gamarro, und schrie seinem Kutscher zu, dem Wagen des spanischen Don nicht auszuweichen. Daraus entstand zwischen den beiden Gesandten ein heftiger Streit, der auf der Straße nicht aufhörte, und nur durch die Dazwischenkunft der Generalstaaten beigelegt wurde.

Das waren die alten Herren, denn die Geschichte passirte im Jahr 1657. Dazumal stand die Diplomatie in ihrer Blüthe und der Haag war das Beet, wo sie am meisten ausschlug. Der Haag war der Focus der europäischen Diplomatie, wo alle ihre Fäden und Strahlen zusammenschossen. Von dieser Zeit, wo so viele Gesandte, Fremde, Abentenrer (Cagliostro, Casanova u. s. w.) nach dem Haag strömten und „der Marschall von Türenne," so hieß das berühmteste Wirths-

Lager, oder, wie sie's nennen, aus ihrem Winkel zu kaufen, die Sturmglocke ging, die Rheder kamen in Angst und der Domine, das ist der Geistliche von Schevelingen, mußte alle Federn seiner geistlichen Beredtsamkeit springen lassen, um ihre aufgehobenen braunen Fäuste in den Schranken des christlichen Gehorsams zurückzuhalten. Mir hat die lächerliche und traurige Geschichte ein alter Seehund von Fischer erzählt, der am Ufer neben seiner Pinke lag und Netze flickte. Während er sprach und über die plötzliche Angst und Geschmeidigkeit der harten Rheder grinlachte, lief ihm der Tabacksaft in die silbergrauen Haarzinken, die auf Kinn und Lippe emporstarrten. — Betelkauen, Fuseldampf, Branntwein machen ihnen das Leben erträglich, wie der Kartoffelbau auf den Dünen ihnen dasselbe möglich macht.

Ihre Weiber sind häßlich, umgekehrte Sirenen, mit bogenförmigen Fischmäulern. Sie tragen die Fische in geflochtenen Körben auf dem Kopf, halten diesen mit gebogenen Armen weniger anmuthig, wie die atheniensischen Kanephoren, und setzen sich, wenn sie zur Stadt gehen, in kleinen Trab, wobei sie mit ihren unverschämten Hinterbacken glockenspielartig hin und her wackeln. Doch sind mir auch mehrere junge Mädchen und Weiber begegnet, die weiß und hübsch waren und

aussahen wie die Puppen, welche sie selbst von sich an Fremde und Badegäste verkaufen. Diese närrischen Dinge sind belegt mit Muscheln, welche durch ihre verschiedene Farbe Schuh, Strümpfe, Rock, Hosen, Mieder, Hüte vorstellen, ein Ueberzug, worin diese Kinder der See höchst lustig naturgemäß erscheinen.

Alte und Junge sind schmutzig wie die Kamschadalen. Die Knaben fahren auch, wie diese, mit Hunden. So ein Schevelinger Hunde-Diomedes, der, mit rothwollener oder buntgestreifter Mütze auf dem Kopf, nackter Brust und hängenden Hosen auf seinem kleinen zweirädrigen Wagen steht, und durch Schnalzen, Schreien, Singen, Flöten, Peitschen seine vier oder sechs räudigen Köter zum Laufen anspornt, wäre allemal ein Anblick zum Lachen, dauerte es Einen nicht oft um die armen Köter, welche schwitzend und heulend ihre rothe Zunge aus dem Hals hangen lassen.

Alles in Schevelingen riecht nach der See und nach getrockneten und faulen Fischen.

Der Strand mit den Dünenhügeln, dem Kirchthurm des Dorfes, der hinter ihnen hervorragt, dem Leuchtthurm oder Feuerbecken, der oben auf den Dünen steht, hat nicht selten den Pinsel der großen holländischen Seemaler, wie Backhuisen, van de Velde und Anderer beschäftigt,

besonders wenn die Ankunft oder Abreise eines Prinzen von Oranien von oder nach England dargestellt werden sollte. Gegenwärtig ist die Ansicht des Strandes noch mit zwei Gebäuden vermehrt mit dem Lusthause der Königin und dem Badehause, beide in den Dünen, unmittelbar über dem Strand. Das Badehaus ist ein großer, geschmackvoller Palast, es nimmt sich, wie es da einsam auf den kahlen Sandhügeln, der brandenden See gegenübersteht, seltsam und feenartig genug aus. Badegäste gab es den Sommer wenig oder gar nicht. Die Prinzessin von Oranien bewohnte einige Säle. Spiel, Bälle, Redouten gibt es nicht; nur Seewasser, Sand, Sonnenstiche und Badekarren.

Die Dünen.

Von den Dünen hatte ich mir eine ganz falsche Vorstellung gemacht, ich dachte sie mir als ein für die National-Oekonomie völlig todtes Capital. Dieses sind sie keineswegs. Ich will nicht einmal der vielen Hasen und Kaninchen gedenken, auf welche man vom Helder bis an die Hoek von Holland Jagd macht, ich bemerke nur, daß diese Jagd nach der Meinung holländischer Gelehrten den alten Kaninefaten, das ist Kaninchenfressern, den Namen gab. Wahrhaft nützlich machen sich die Dünen durch Wiesenwachs und Kartoffelbau. Es blüht eine Kartoffel in den Dünen, welche mit der Castanie wetteifert, und man sieht Wiesen, worauf die fettesten Kühe weiden. Nichts überraschender, als vom kahlen Rücken einer Düne plötzlich in ein langes grünes Thal hinabzusehen, wo Bäche rieseln, Kühe brüllen, Pferde und Füllen springen

und wiehern. In der That, wer seine Güter in den Dünen hat, ist besser daran, als wer sie im Monde hat, wie Don Ranudo und mancher deutsche Graf.

Die Leute leben da freilich sehr einsam, allein an Unterhaltung fehlt es ihnen nicht. Das Meer rauscht, die Wolken ziehen, die Nebel tuschen die entfernten Gegenstände, der Sand tanzt auf den Hügeln und von Zeit zu Zeit streifen Jäger und Hunde vorüber, und die Dünenbauern selbst gehen auf die Jagd und lassen sich die Kaninchen eben so wohlfeil schmecken, wie die alten Kaninefaten, ihre Vorfahren.

Ich habe fast tägliche Wanderungen in diesen Sandhügeln gemacht und daher sind sie mir ziemlich bekannt und fast lieb geworden. Was der Wuth der Westwinde nicht beständig ausgesetzt ist, findet man bekleidet mit mehrerlei Arten Moos und insbesondere mit den Halmen zweier Sandpflanzen, welche mit dem krausen Wirrwarr ihrer Wurzeln und Haarwurzeln den feinkörnigen Muschelsand so tief und dicht durchflechten, daß der Kartoffelarbeiter oft Mühe hat, diesen mit scharfem Spaten zu durchstoßen. Genannten Sandpflanzen muß man die Erhaltung der Dünen zuschreiben, welche ohne dieselben längst in alle Winde verweht wären. Die eine wächst

büschelartig aus einer Knolle, deren Stiel oder Wurzel lothrecht im Sande steckt, der Holländer nennt sie halm. Die andere Art, eine Quecke, treibt nur einzelne grüne Schössen ans Licht, ihre schlanke, starke, in Knoten abgesetzte Wurzel läuft wagerecht im Sande und wird durch seine lange Haarwurzeln an jedem Knoten festgehalten. Diese Würzeln durchkreuzen sich labyrinthisch unter einander, es hält daher nicht leicht, sie unzerrissen herauszuziehen, sie sollen mitunter eine Länge von zwanzig Fuß erreichen. Ich besitze eine abgerissene von acht bis zehn Fuß, ich, denn ich habe mir ein Vergnügen daraus gemacht, sämmtliche Dünenpflanzen eigenhändig aus dem Sande aufzukratzen und einzusammeln. Ich kenne daher die Flora der Dünen beinahe so gut, wie Alexander Humboldt die Flora der Cordilleras de los Andes.

Ich habe sogar der Bildung der Dünen, ihrem Namen und ihrer Geschichte nachgespürt, und will darüber Alles auskramen, was ich gelernt und gedacht habe. Die Dünen — — **Dain, Dun** ist ein celtisches Wort, bedeutet **Höhe**, wie es scheint, so **Lugdunum** Dünsicht — die Dünen sind offenbar durch mächtige Stürme der Vorzeit aufgeworfen, wozu der aufgeregte Meergrund seinen Sand herschüttete. Diese Stürme kamen aus Nordwest, oder vielmehr aus West-Nordwest, weil

alle bedeutenden Windgruben, nackte Stellen, große Thäler nach dieser Richtung liegen. Die Dünen werden von den römischen Schriftstellern, welche von der batavischen Insel sprechen, namentlich von Tacitus und Plinius, durchaus nicht erwähnt, weder dem Namen, noch der Sache nach. Darauf beruht die hergebrachte Meinung hier zu Lande, welche die Zeit ihres Ursprungs hinter Karl den Großen setzt. Nach dieser Zeit werden sie wirklich in alten Handschriften genannt, obwohl nicht als etwas Neues. Ich vermuthe, sie sind älter, wenn auch nicht so breit und hoch, wie sie daliegen. Wie war es möglich, denke ich, daß die batavische Insel ohne das Dünen-Bollwerk einem an Zahl nicht unbedeutenden Volksstamme zur Wohnung hat dienen können, da, wie bekannt, diese Insel tiefer liegt, als die See. Brächen die Dünen in diesem Augenblick durch, so wäre ich ein Kind des Todes und Hunderttausende mit mir. Ohne starke und hinlänglich hohe Seedeiche läßt sich an keine Bevölkerung in Holland denken. Die Bataver, die Kaninefaten, welche längs der Küste wohnten, müßten solche Deiche, die Dünen, bei ihrer Ankunft aus dem Lande der Katten vorgefunden haben, um nur ihre erste Niederlassung bewerkstelligen zu können. Auch weiß man nicht, daß sie große Deichbauer gewesen sind, man liest vielmehr, daß sie

erst von den Römern die Anfänge der Wasserbaukunst gelernt haben. Diese Leute sagt man, wohnten auf Hügeln zerstreut im Lande umher. Dadurch retteten sie sich allerdings vor dem Ersaufen. Aber wie retteten sie sich vor dem Verhungern, wenn das Land Jahr aus Jahr ein unter Wasser stand? Und wo kamen die schönen Kaninchen her, welche die Kaninefaten fraßen, wenn es keinen Hochsand an der Küste gab, worin diese Thierchen nisten und hecken konnten? Und wie reimt sich damit die Sage von dem alten großen Walde, welcher in der Entfernung einer Stunde von der Küste das Land von einem Ende zum andern bedeckt haben soll, und als dessen Ueberreste man noch den haager Busch und das Holz von Haarlem angibt?

Ich meine, es gab schon vor Ankunft der Bataver einen Sandwall längs der Küste. Dieser hat sich nur im Laufe der Jahrhunderte erhöht und ausgebreitet. — Unter Haarlem sind die Dünen am breitesten und höchsten; dort ist auch die Küste am tiefsten ausgeschnitten. Beim Haag sind die Dünen eine gute halbe Stunde breit; je weiter nach unten und jemehr das Land nach Westen gewinnt, desto schmaler und niedriger wird die Sandkette. Auf den vorspringenden Inseln der Maas sind die Dünen stellenweise schon ganz ver-

weht, ein Beweis, daß sie dort sehr niedrig und schmal aufgeworfen waren. Dort hat man auch unter den verwehten Dünen einen alten künstlichen Deich aus der Römerzeit entdeckt oder entdecken wollen. Vielleicht sind die Dünen in jener Gegend mehr als einmal verweht und aufgeworfen.

Man unterscheidet drei Reihen, 1) die Küstenreihe, 2) die mittlere, welche die breiteste und höchste ist und 3) die äußere letzte, welche vielleicht der Zeit nach die erste und älteste ist. Diese hat ein mehr haidenartiges Ansehen, auf keiner der beiden andern wächst das gewöhnliche Haidekraut, welches sie fortbringt. Zwischen ihr und der mittleren Reihe liegen fast ununterbrochene Wiesen und eine gute Zahl einzelner Bauerhäuser und Hofstätten.

Man könnte außerdem die lange Sandbank, welche sich an der Küste von Holland hinzieht und größeren Schiffen das Anlanden bei Schevelingen, Katwyk u. s. w. unmöglich oder gefährlich macht, als vierte Dünenreihe hinzufügen. Sie ist vermuthlich die große Streusandbüchse, welche der holländischen Küste mit jeder neuen Fluth frischen Sand zuführt und dieselbe von Jahr zu Jahr höher legt. Feindin der holländischen Schifffahrt, hat sie den Texel und die Mündungen der Maas und des Rheins versandet und außerordentliche

Kosten zur Anlegung großer und tiefer Canäle nothwendig gemacht. Die Mündungen der Schelde sind dagegen von diesem Uebel weit mehr verschont und für die größten Schiffe offen und fahrbar geblieben. Ein beneidenswerther Umstand für Antwerpen, der in Verbindung mit der vortheilhaften Handelslage der Stadt und deren geräumigem und schönem Hafen Antwerpen zu einer der ersten Handelsstädte der Welt machen wird, sobald es nämlich den eifersüchtigen Holländern nicht zum zweiten Mal gelingt, durch die Schließung der Schelde ein unerhörtes Verbrechen zugleich an der Natur und an der Gesellschaft zu erneuen, oder auch durch übertriebene Ansprüche, durch ihre Tonnen- und Lootsenrechte und andere ungebührliche Beschränkungen der freien Stromfahrt der Stadt Antwerpen die natürlichen und rechtmäßigen Vortheile ihrer Lage zu schmälern.

Hut- und Mützencapitel.

Ländlich, sittlich. Die Holländer behalten in der Kirche den Hut auf dem Kopf. Dies thun sie nicht wie die Juden aus einem religiösen Aber, sondern aus Vorsicht gegen die feuchte Kirchenluft. Das lasse ich mir gefallen. Der liebe Gott sieht uns überhaupt in der Kirche nicht auf den Kopf, sondern ins Herz. Allein der holländische bürgerliche Normalhut ist schwerfällig, ungestaltet, baderartig, oben breit, unten spitz u. s. w. Das verzeihe ihnen der gute Geschmack, den man eben so wohlfeil fabricirt, wie den schlechten Geschmack.

In sehr alten Zeiten trugen die Holländer gar keine Hüte, auch keine Mützen. Sie gingen, was wir nennen, im bloßen Kopf, aber die Menschen hatten damals außerordentlich viel Haare auf dem bloßen Kopf. Damals nannten sie sich Bataver, Kaninefaten oder Kaninchenfresser, Marsen u. s. w. Später, unter ihren Grafen, trugen die Holländer

eine Zeit lang rothe und graue Mützen. Die mit den rothen Mützen nannten sich die Huks, die mit den grauen die Kabeljauer; wenn sie sich begegneten, schlugen sie sich todt und daher waren diese Mützen sehr gefährlich zu tragen.

Dann kamen die burgundischen und spanischen Hüte in die Mode. Mit diesen Hüten sieht man sie noch auf den Bildern von Rembrand, Franz Mieris und der andern Maler jener Zeit. Darunter sahen die Holländer kecker und listiger aus, waren es auch vielleicht. Eine besondere Abart des spanischen Huts, war der Hut der Wassergeusen, darauf war ein Halbmond genäht mit der Umschrift, lieber türkisch als papistisch. Er muß die zerhackten sturmdurchwehten Gesichter dieser einarmigten und einbeinigten Seepanduren Wilhelms des Ersten sehr malerisch beschattet haben.

Weniger malerisch, aber desto ehrbarer saßen die dreikantigen Hüte auf den Köpfen der Holländer. Gott weiß, wie das Ungethüm des dreikantigen Huts aus dem schönen spanischen Hut entsprossen ist. Ganz Europa trug im 18. Jahrhundert das Joch dieses Tyrannen, er setzte sich auf einen Thron von Haarpuder, nahm den Zopf als königliches Scepter in die Hand und übte einen unausstehlichen Druck auf alle Köpfe aus. Darauf bekam er die Jacobinermützen in Paris zu seinen

Todtfeinden, und ward in den Sturz der Bourbonen mit verwickelt. Da es aber früher revolutionaire Köpfe, als revolutionaire Mützen gab, so muß man ihm die Fähigkeit zugestehen, revolutionaire Ideen bis auf einen gewissen Grad der Reife ausbrüten zu können. In Holland kam sogar die kurze Revolution vom Jahr 1785 ausschließlich unter diesen Hüten zu Stande; die Patrioten, welche den Statthalter verjagten, der Statthalter, welcher sich von den Patrioten verjagen ließ, hatten dreikantige Hüte auf dem Kopf — die Preußen, welche den Statthalter an der Spitze ihrer Bajonette wieder zurückführten, ebenfalls. Man kann sogar nicht ohne Schein die Behauptung aufstellen, daß für Holland die dreikantigen Hüte ihrer demagogischen Natur nach dasselbe sind, was die rothen Mützen für Frankreich, die schwarzen Kappen für Deutschland und die weißen Hüte für Polen. Der dreikantige Hut hat die batavische Republik gekannt, und so lange es noch einen dreikantigen Hut in Holland gibt, stirbt die republicanische Erinnerung nicht. Wenn ein dreikantiger Hut auf dem Kopf eines der alten stämmigen Leute aus jener Zeit über die Straße wandelt, so scheint er mit stiller Verachtung auf seine entarteten Brüder, die runden Königsdiener herabzublicken.

Mir begegnet fast täglich auf meinen Spazier-

gängen in den Dünen ein hoher alter Mann, dem das lange Silberhaar ehrwürdig auf die Achseln herabfällt. Er trägt sein Bambusrohr im gehörigen Winkel von 75° in der Hand und seinen dreikantigen Hut mit nicht weniger Stolz, wie ein alter Hirsch sein Geweih. Man sieht, daß er seinen Liebling fleißig bürstet, daß er ihn schont — wenn er mich grüßt, läßt er ihn nur freundlich nicken, ohne ihn mehr als mit den Fingerspitzen weich zu berühren. Dennoch hat er ihn nicht vor der Verwüstung der Zeit schützen können. Der alte Hut ist schon sehr alt, kahl und voller Furchen, welche Gram und Zeit in seine breite Stirn gezogen haben, die Tage seines Glanzes sind längst vorüber, er ist unter Brüdern keinen Gulden mehr werth, nimmt der Alte vermöge einer ausdrücklichen Verfügung in seinem letzten Willen ihn nicht mit ins Grab, so fürchte ich, der alte Hut wird noch einmal auf den Kopf eines Laufejuden in die Synagoge wandern müssen. Ich sah ihn heute mitleidig darauf an. Der Alte schien es zu bemerken und mißzudeuten. Er grüßte wie gewöhnlich, aber er lächelte wehmüthig bitter, seine Lippen rührten sich, er murmelte etwas in den Bart, ich glaube, er murmelte: junger Mensch, halte dich nicht auf über meinen Hut; dieser Hut ist mir heilig, dieser Dreimaster, wie die junge Welt ihn

spottweise nennt, ist ein Wrack aus dem Schiffbruche der Republik und darum verspotte ihn nicht.

Ich weiß nicht, ob der Greis etwas Aehnliches murmelte. Es ist aber gewiß, daß ich in Gedanken meinen Weg fortsetzte, auf die höchste Düne stieg und im Angesicht der wilden demagogischen See in die Worte ausbrach:

Verschwunden ist der Name Republik
Venedig ist erdrückt und Holland duldet
Den Königsthron und trägt den Purpurmantel.

Das erste Mal, so viel ich weiß, daß ein dreikantiger Hut mich an Lord Byron erinnerte.

Batavische Republik.

Motto: **Venient in mentem legentibus nunc Arminius, nunc Civilis, gemini illi Belgarum turbines, Orangiique illorum temporum. Strada.**

Batavische Republik — ach, der Name Republik klingt immer schön, und ich bedaure mit dem edlen Lord den Untergang des Namens. Aber der Himmel hüte mich, dem Untergang der batavischen Republik mein Bedauern zu schenken. Wie sah es darin aus mit der Freiheit, dem Bürgerthum? Wie folgt. Einige altadelige Messires stellten das platte Land vor, einige fette Bürgermeister stellten die Städte vor, die Prinzen von Oranien stellten sich selber vor und das Volk stellte nichts vor. Da hat man in wenig Worten ein Bild jener erbärmlichen Aristokratenwirthschaft, welche sich batavische Republik nannte.

Das Volk stellte nichts vor — es hatte und

nahm keinen Antheil an den Angelegenheiten des Staats, es wurde nicht gezählt weder auf dem Lande noch in den Städten, weder am Hofe des Statthalters, noch in der Versammlung der Provinzialstaaten, noch in der Sitzung der Herren Staaten-General.

Das Volk machte Käse und Butter, holte Kaffee und Zucker, wucherte mit dem Korn der Ostsee, nahm dreitausend und einige hundert Procent vom Pfeffer, plünderte den Osten, brandschatzte den Westen, füllte seine Säcke mit Ducaten und bekümmerte sich eben so wenig um die Verwaltung, als um die Vertheidigung des Staats. Die Republik fütterte dagegen zum Schutz des Landes eine Menagerie ausländischer Bestien, Soldaten genannt, aufgegriffen aus den Höhlen des Elends, des Lasters, der Verzweiflung von ganz Europa, durch Spießruthen und Corporalstöcke in Zucht gehalten, zu Schilderthieren und Wachthunden abgerichtet oder im Fall unbezähmbarer Wildheit nach Java übergeschifft und gegen die unglücklichen Javanesen losgelassen, die zu ihrem Unglück die Freiheit lieber hatten, als die weißen Holländer und ihre ostindische Compagnie.

Liest man die Annalen des Tacitus, so lernt man, daß schon in ältester Zeit die reichen Gutsbesitzer überwiegenden Einfluß in der Volksgemeinde

ausübten. Ihr Civilis machte sie vom Joch der Römer frei, so lang es ihm gefiel; als es ihm nicht länger gefiel, unterhandelte er mit Cerealis und ließ die Römer wieder Besitz nehmen von der Insel. Dies geschah in einem Augenblick, wo es in seiner Macht stand, das ganze römische Heer durch Schwert und Wasser zu vernichten. Tacitus erzählt, Cerealis habe die Klugheit gehabt, des Civilis Landgüter zu schonen, während er alle übrigen plündern und verbrennen ließ. Das läßt sich hören. Civilis hatte große Talente, Feuer der Unternehmung, Glück, allein man darf ihn nicht zugleich mit Herrmann nennen, wie selbst deutsche Geschichtschreiber sich unterfangen. Civilis hatte nicht den Todeshaß gegen die Römer, nicht die Todesbegeisterung für die Freiheit, welche in Herrmanns großer Seele loderten. Die Römer zeigten sich übrigens als gnädige Herren, sie nannten die Batauer ihre Freunde und Brüder, warfen eine Menge Castelle in der Insel auf und zogen die Bundesreiterei ihrer Freunde und Brüder jeder andern in Europa vor.

Zur Zeit der fränkischen Grafen, welche über Holland regierten, sieht man den Nacken des Volks geduldig unter das Joch der Feudalverfassung gebuckt. Die Grafen von Holland waren unumschränkte Gebieter, sie vereinten in ihrer Person

die dreifache, gesetzgebende, richterliche und ausübende Macht. Große Vorrechte waren den angesehenen Vasallen vorbehalten, es gab unter diesen Vorrechten solche, die mir einzig in ihrer Art scheinen. So führten die Herren von Wassenaar unter andern Titeln die Titel von Wasserherren und Federgrafen, ersteren, weil sie von allen Brennern und Brauern in Rheinland, Delfland und Schieland für die Erlaubniß, Wasser zu schöpfen, eine jährliche Abgabe, das sogenannte Gruitgelt erhielten, letzteren, weil in den besagten Wasserreichen kein Eigenthümer ohne ihre ausdrückliche Erlaubniß Schwäne im Teich halten durfte. Andere große Geschlechter, wie die Egmont's, die Brederode's, standen nicht zurück und der zahlreiche, wenn auch nicht kriegerische, nicht ritterliche Adel theilte sich mit der Geistlichkeit *) in den Besitz des Landes. Während nun um diese Zeit die südlichen Niederlande, die Brabanter, die Flamländer von ihren Fürsten und Grafen sich Privilegien auf Privilegien ertrotzten, über die gewonnenen mit unruhiger Eifersucht wachten, und ein für die Geschichte und unsere Zeit höchst interessantes dramatisches Leben entfalteten, sieht man Holland anfangs

*) Es gab allein an siebzig Abteien, worunter sehr reiche, wie jene von Rheinsberg bei Leiden.

schläfrig, dann aber mehrere Jahrhunderte hindurch von zwei mörderischen Parteien zerrissen, die gleich in ihrem Ursprunge nichts mit der Freiheit gemein hatten, in der Folge aber durchaus blind, zwecklos und sinnlos wurden. Der sogenannte Brod- und Käsekrieg, der in Friesland hausete, führte sein Verständniß doch schon im Namen mit sich; allein die Parteien der Huks und Kabeljauer haben Jahrhunderte lang gebrannt und gemordet, gefressen und geangelt *), ohne zu wissen, was sie thaten und was sie wollten. Man wirft den Brabantern ihre unruhige und blutige Geschichte vor — am Ende sollen sie sich noch vor den Holländern schämen.

Die Befreiung von Spanien, welche den Holländern geglückt und den Brabantern mißglückt ist, 1) weil Holland im Norden liegt und nicht wie Brabant an das katholische Frankreich grenzt, 2) weil Holland unter Wasser gesetzt werden kann — die Befreiung von Spanien, welche den Holländern nicht deswegen geglückt ist, weil sie sich muthiger zeigten, als die Brabanter, oder weil sie in Person so viel männlich trotzenden Muth an den Tag legten, wie die dithmarser Bauern, welche den Junker Sleeg zu Hause trieben und die Heere

*) Huk ist ein Angelhaken.

des Königs von Dännemark vernichteten — die Befreiung von Spanien, sage ich, hat nur den Adel freigemacht und nicht das Volk. Der reichste, klügste und großartigste aus dem Adel, der Schüler des Machiavelli, Wilhelm von Nassau, stürzte den Thron des Königs von Spanien in den nördlichen Niederlanden über den Haufen und brachte die Trümmer desselben für sich und seine Nachkommen auf die Seite. Diese haben ein paar Jahrhunderte daran gezimmert, um wieder einen ordentlichen Thron daraus zu machen, und man weiß, es ist ihnen geglückt. Der wiener Congreß hat aus holländischem Ducatengolde ihnen die Krone dazu geschenkt.

Schon der Prinz Moritz, der Sohn und nächste Nachfolger Wilhelms, saß, ohne König zu sein, sehr hoch und sehr fest. Er winkte nur und Oldenbarneveld's greises Haupt flog in den Staub, eben so rasch und wohlexecutirt, als hätte Alba's Henker in Brüssel dasselbe abgeschlagen. Oldenbarneveld's Verbrechen war sehr groß, zumal in einer Republik, er wollte die Bürger mann- und wehrhaft machen, um der rohen Soldatengewalt und der Willkür des Generalcapitains, Prinzen Moritz, die Stange zu halten. Derselbe Prinz beförderte Hugo Grotius auf das Schloß Löwenstein, das Spandau der Republik.

Dessen Verbrechen war nicht minder schreiend, zumal in einer Republik. Er hielt es mit dem Doctor Arminius und der Prinz war des Arminius Feind und hielt es mit dem Doctor Gomarus und mit der Dortrechter Synode ekeln Andenkens. Glücklicher Weise entkam der Verbrecher durch die Liebe und List seiner Frau.

Funfzig Jahr später hatte Cornelius de Wit Gelegenheit, einen lateinischen Spruch aus dem Horaz zu citiren:

Justum et tenacem propositi virum
Non civium ardor prava jubentium,
Non vultus instantis tiranni
Mende quatit solida

rief er aus, als er auf der Folterbank lag und gestehen sollte, er habe dem Prinzen Wilhelm nach dem Leben getrachtet. Unterdessen wurde sein Bruder Johann, der in einer Zeit von zwanzig Jahren das Staatsschiff durch Sturm und Wetter geführt, vom aufgehißten Pöbel aus dem Gefängniß gerissen, gemartert, gesteinigt und über die Gassen geschleift, bis er seinen Geist und damit seine Macht aufgab. Mehr wollten die Orangisten nicht, sie hatten Wilhelm den Dritten, spätern König von England, zum Statthalter erwählt.

Johann de Wit saß über der Gefangenpforte des alten haager Schlosses, hinter den eisernen

rostigen Gittern, welche ich im Vorübergehen so oft betrachtet. Oldenbarneveld saß auch dort oben, auf jenem breiten Stein vor der Treppe ward er enthauptet. Dies Schloß hat den historisch interessanten Blutgeruch der alten königlichen Schlösser.

Neueste Geschichte.

Von der Flucht des letzten Statthalters, eines dick- und schwachköpfigen Mannes, der völlig unter preußisch-englischem Einflusse stand, bis auf die Flucht des Königs Ludwig und die Abdankung Napoleons hat sich Holland allen Metamorphosen der französischen Republik unterziehen müssen. Seit 1795 wurde keine Staatsaction in Paris aufgeführt, die nicht, ins Holländische übersetzt, auf dem Haager Theater nachgespielt wurde. Der Spaß kostete den Holländern schweres Geld. Gleich zu Anfang Hundert Millionen Gulden, für welchen Preis die Mutterrepublik ihre Tochter feierlich anerkannte. Aber die Franzosen klopften Anfangs nur an die schweren überfüllten Geldsäcke. Sie hielten sich an die goldnen Ritter und ließen dem Volk die Stüver in der Tasche. Das Volk stand sich nicht übel dabei, ausgenommen, daß der Tabak etwas theurer wurde, und daher

gab auch das neue französische Drama sein erstes Debüt so ziemlich zum Beifall des Volks, wenn auch zum Mißfallen der ersten Ranglogen; während früher die Sache umgekehrt stand, als noch die altfranzösische Hoftragödie mit Tressen und Puder auf der stadthalterlichen Bühne sich spreizte.

Am besten schien die neue Ordnung oder Unordnung der Dinge den verjagten Patrioten, die beim ersten Kanonenschuß der Freiheit ins Land zurückgekehrt waren. Feurige Leute und große Volksredner. Sie predigten von Tonnen, Tischen und Stühlen die Wiedergeburt der Dinge, nahmen sich in und außer der Nationalversammlung der unveräußerlichen Menschenrechte eifrig an. Ich habe Leute gesprochen, die zu jener Zeit sich im Strom befanden. Sie haben mir erzählt von Versammlungen, an deren Schluß keine einzige goldene oder silberne Schnalle an Schuh und Hosen übrig blieb, wo Alles, was die Versammelten an Geld und Kostbarkeiten bei sich trugen, in einem Guß der Begeisterung auf den Altar des Vaterlandes niederregnete. Ich bin jedoch nicht völlig von der Thatsache überzeugt. Ich denke mir immer, daß Einer oder der Andere, der Thür am nächsten, einer so kostspieligen patriotischen Rührung durch unvermerkte schnelle Flucht sich entzogen haben mag.

Zum Glück aber für die Beinschnallen und die goldenen Stockknöpfe der Holländer hatte die Nationalversammlung keine lange Dauer. Ihr folgte ein gesetzgebender Körper und eine executive Gewalt, ein Directorium, das aus fünf Leuten zusammengesetzt war. — Dann wurden aus Fünfmännern Zwölfmänner mit erweiterter Macht. Ihnen untergeordnet neue Minister, Administrationsräthe. Diese Staatsform schreibt sich vom Jahr 1801.

„Man hatte durch dieselbe," sagt ein Holländer in einer neuen Flugschrift, „eine centrale Regierung, woran es uns seit Jahrhunderten gebrach, zweckmäßig festgestellt, die Ausübung fürstlicher Macht an eine Zwölfzahl Leute aus den verschiedenen Theilen des Landes aufgetragen und rücksichtlich ihrer Wahl und Nachfolge alle Einrichtungen getroffen, die man für am meisten geschickt hielt, um sich eine sorgfältige Beherzigung der Staatsinteressen zu sichern und die bürgerliche Freiheit gegen alle Willkür zu schützen."

„Aber," fügt er hinzu, „es dauerte nur kurze Zeit, und man glaubte zu bemerken, daß der Staatskörper noch an einem Gebrechen leide und namentlich die abwechselnde Vorsitzerschaft große Uebelstände herbeiführe und mit der Zeit noch größere herbeiführen werde. Das Mittel dagegen

glaubten Einige zu finden in einem beständigen Vorsitzer des Directoriums. Aber Napoleon, der inzwischen erster Consul und in der Folge Kaiser der Franzosen geworden, hatte bereits ganz andere Absichten auf Holland, und gab uns, vorläufig unter dem wenig passenden Namen eines Rathpensionarius, nicht einen beständigen Vorsitzer oder ein Haupt der Regierung, sondern — den Vorschmack einer Alleinherrschaft."

In der That war der Rathpensionarius Schimmelpenning mit einer fast absolut fürstlichen Macht bekleidet. Es sollte ihm allerdings ein Staatsrath zur Seite stehen, aber ein von ihm selbst zu ernennender, den er um Rath anzugehen hatte, so oft es ihm gutdünkte, und dessen Gesetzesvorschläge er nach Willkür bekräftigen, oder in den Wind schlagen konnte.

Doch die Zeit des Rathpensionarius war sehr gemessen. Bald nach dessen Bestallung machte Napoleon den Holländern sein königliches Geschenk. Die Verfassung blieb unter Ludwig ungefähr dieselbe. Die königliche Herrschaft unterschied sich von der rathpensionirlichen nur durch den tiefern Schatten, welchen der Glanz des königlichen Throns in das Dunkel der Volksfreiheit und der unveräußerlichen Menschenrechte warf.

Nach seines Bruders Flucht einverleibte Napoleon das kleine Land seinem römischen Weltreich. Dem verblieb es bis auf die Leipziger Schlacht. Der Sohn des letzten Statthalters, in Holland eben so wenig bekannt, aber mehr willkommen, als Ludwig der 18te in Frankreich, kehrte aus England zurück und ward vom Stadthause zu Amsterdam zum König von Holland ausgerufen.

Nach der Schlacht bei Waterloo ward Belgien mit Holland vereinigt und eine neue Verfassung für das Königreich der Niederlande aufgestellt. Souverainität, zwei Kammern u. s. w.

Ueber die unglückliche Vereinigung zweier so spröden, ja feindlichen Bestandtheile hat die Zeit gerichtet. Im Griechischen heißt eine unselige Ehe *γαμος ἄγαμος*, Unehe. Das ist das Wort dafür. Der Hof wünschte sie, der Wiener Congreß befahl sie, die beiden Völker vollzogen sie mit Verdruß und Widerstreben; oder vielmehr sie vollzogen sie nicht: der Belgier schrie **non**, der Holländer brummte **neen**, aber die taube Gewalt legte ihre Hände zusammen und die blinde Weisheit sprach ihren Segen über sie aus.

Wer von Beiden, ob der Holländer oder der Belgier, durch die Vereinigung eigentlich gewonnen oder verloren hat, ist schwer zu sagen. Es

unterliegt keinem Zweifel, daß Belgiens Handel und Fabriken einen neuen und sehr bedeutenden Aufschwung nahmen. Antwerpen, zum Welthandel hundert Mal gelegener, als Amsterdam und Rotterdam, Antwerpen, die unverwüstliche Stadt, machte Riesenschritte. Die Wellen der befreiten Schelde tanzten vor Lust, während die alte Amstel von Tag zu Tag trauriger und stiller einherschlich und in grämlicher Eifersucht sich verzehrte. Dagegen sah sich Belgien mit der holländischen Staatsschuld belastet und von den entsetzlichen holländischen Steuern und Abgaben heimgesucht, deren Fluth auch über das goldreichere Holland verderblich und scheidewasserartig hinträufelt, und insbesondere den kleinen Besitz und das tägliche Brod der großen Menge wegfrißt.

Gegenwärtig, da der unvermeidliche Bruch geschehen ist, sollten die Holländer nicht noch obenein zu allen ihren frühern Verlusten den Knochenfraß eines fortdauernden Kriegszustandes hinzufügen. Schon hat der Krieg sie unermeßliche Summen gekostet, und, wie sie selbst am besten wissen, ihre Geldsäcke haben nicht den Zauber der Unerschöpflichkeit, wie Fortunati's Säcklein. Der Nationalreichthum ist seit dem Jahr 1795 furchtbar angegriffen. Frankreich, die Republik und das Kaiserthum, kam ihnen zu stehen auf drei-

malhundert Millionen Gulden baares Geld. Das ist noch das Wenigste. Die Verluste anderer Art sind unberechenbar. Allein in den Jahren 1796—1799 hat Holland nicht weniger als fünfundzwanzig Linienschiffe und neununddreißig Fregatten an England eingebüßt; wie denn seitdem fast alle übrigen holländischen Kriegsschiffe dasselbe Loos traf. Ihr auswärtiger Handel, den man vor dem Jahr 1795 auf einen jährlichen Betrag von dreihundertfunfzig Millionen anschlug, ging seit der Continentalsperre bis zum Jahr 1812 so gut als völlig zu Grunde. Der Fluch, den sie einst über die Schelde aussprachen, verwirklichte sich an ihren eigenen Strömen und Gewässern. Diese waren so gut als gesperrt, und die Schiffe, die vormals über die weite Erde streiften, vermoderten unthätig im Hafen. Batavia, die Gewürzinseln, alle ihre reichen Colonien in Ost- und Westindien wurden eine Beute der Engländer. Sie haben freilich seitdem Colonien und Handel wieder erhalten, allein ohne dieselben Früchte, wie ehemals, daraus zu ziehen, da nicht nur England seit der Zeit seinen Dreizack noch allmächtiger *ausgebreitet* hat, sondern auch Belgien miterndtete, wo sie früher allein erndteten. — Noch schlechter ging es mit der Wiederbelebung ihrer Fabriken und Manufacturen. Diese haben sich fast gar nicht erholt.

Der Belgier, viel kaufsinniger und handhabiger als sein Nachbar, hatte leichtes Spiel in dieser Rücksicht. So lange beide unter einem Scepter vereinigt waren, mußte der Holländer dem Belgier einen Ruhm nnd eine Quelle der Reichthümer überlassen, die er ihm kaum streitig machen wird, da sie offene Feinde geworden sind. Wie die Person des gewandtern Belgiers, gegenüber der Person des Holländers, so stand das belgische Fabrikat dem holländischen gegenüber. Und so fand sich selbst der Holländer gezwungen, überall, wo der Belgier und das Belgische in seinem Lande sich zeigte, ihm die größere Ueberlegenheit zuzugestehen, und demnach, so bitter es auch die Eigenliebe fühlte, selbst den Wetteifer als fruchtlos fahren zu lassen. Nächst der Handelseifersucht hat kein Stachel das holländische Volk mehr gegen das belgische aufgereizt, als dieser. Alles, klein und groß, theuer und wohlfeil, mußte direct von Brüssel kommen. Es gab sogar Stutzer im Haag, die wöchentlich mit der Post ihre feine Wäsche nach Brüssel sandten, um sie dort modischer und zierlicher steifen und einlegen zu lassen. Noch gegenwärtig sind solche Gewerke in Holland, die Geschmack verlangen und der Mode unterworfen sind, in den Händen von Belgiern oder Deutschen. Man wird wenigstens nur selten finden, daß ein

geschickter Stahlarbeiter, Posamentirer, Kunstdrechsler, daß ein beliebter Schuhmacher oder nun gar ein eleganter Schneider in Amsterdam, Rotterdam, Haag u. s. w. Holländer von Geburt ist; wogegen man allerdings recht brave Glasschleifer, Steinhauer, Tischler seit Alters unter den Einheimischen antrifft. Aber auch diese eingebürgerten Deutschen, Belgier, Franzosen konnten nicht gegen die Brüsseler anarbeiten, so ausschließlich hatten dieselben das Gebiet des Kunstgeschmacks an sich gerissen.

Ueberlegt man nun diesen Zustand der Dinge und den nachtheiligen Einfluß, den die Verbindung Hollands mit Belgien auf den holländischen Fabrik- und Handelsstand äußerte, so muß man glauben, daß diesen nichts Gelegeneres sich ereignen konnte, als der Aufstand von Brüssel und der hierauf erfolgte Abfall der südlichen Provinzen. In der That war es so. Darnach muß man es aber unbegreiflich finden, daß Holland seinen Nachbarn nicht in Frieden fahren ließ, und daß die Versuche, welche die Regierung machte, die abtrünnige Südhälfte des Königreichs mit Gewalt der Waffen zum Gehorsam zu zwingen, so lebhaft von der Nation unterstützt wurden. Das ist ein Widerspruch, der, wie jeder andere, keinen Verstand hat, und bei so verständigen Menschen,

wie die Holländer sind, ganz besonders auffällt. Allein der unklugste Widerspruch hat seine guten Ursachen, und wenn man auch oft das Wie nicht begreift, so kann man doch nicht selten hinter das Warum kommen. Warum aber die Holländer über ein glückliches Ereigniß in Harnisch geriethen, trotz dem, daß sie sich im Stillen dazu Glück wünschten, warum sie eine unerhörte Thätigkeit entwickelten, unerhörte Opfer brachten, um sich mit Gewalt ein Kreuz wieder aufzubürden, das ihnen abgefallen war, begreife ich, nach Allem, was ich gesehen, gehört und erfahren habe, ziemlich gut, obgleich ich gestehen muß, daß ich allerdings nicht begreife, wie die sonst so kaltblütigen und bedächtigen Holländer der Wirkung dieser Ursachen so stark ausgesetzt waren, um darüber ihr nächstes Interesse zu vergessen. Der Holländer haßte den Belgier; ich liebe ihn auch nicht. Der Holländer haßte ihn von Grund seines Herzens, und das will etwas sagen, denn, wenn auch in der Liebe nicht, im Haß kann es der Holländer sehr weit bringen. Sein Haß ging über in Rachgefühl, als der erste Stein in Brüssel einem holländischen Soldaten an den Kopf flog, als die holländischen Truppen schimpflichen Rückzug nahmen, und die belgischen Abgeordneten im Haag erschienen, um dem Könige von Holland katego-

rische Bedingungen vorzuschreiben. Dennoch weiß ich nicht, ob bei gleichem Haß es zu den Zeiten der Republik zu offenem Bruch, oder in diesem Falle zu Feindseligkeiten zwischen Holländern und Belgiern gekommen wäre. Ich vermuthe, die Holländer hätten, ihrem Charakter getreu, mit der „langen Ruthe" sich begnügt, das heißt, ihre Rache aufgeschoben, sich auf die bestmöglichsten Bedingungen von den Belgiern getrennt, dieselben vom Handel mit ihren Colonien ausgeschlossen, die Einfuhr belgischer Fabricate untersagt, die Abtrünnigen ihrem Schicksal und deren Bestrafung der Zeit überlassen. Daß nämlich die bloße Trennung eine Strafe für die Belgier, darüber sind auch jetzt die Holländer einverstanden. Doch sonderbar genug scheint eben diese Ueberzeugung ihren leidenschaftlichen Unmuth noch zu vermehren, ihnen steht der Verstand still bei dem Unverstand der Belgier, die sich, wie sie meinen, um nichts und wieder nichts in den Strudel einer Revolution stürzten und freiwillig die Bande ihrer Wohlfahrt zerschnitten, ihnen läuft aber zugleich die Galle über bei dem Gedanken, daß sie aus Hochmuth von einem Volk verschmäht wurden, welches sie in moralischer und intellectueller Hinsicht — und das mit Recht — weit unter sich sehen. Und bei solcher Stimmung ward es dem Haager Hofe, den

der Verlust eines Königreichs schmerzte, möglich das ganze Land auf die Seite des Throns hinüberzubringen und den Gefühlen des Hasses und der Erbitterung gegen die Belgier nicht nur eine kriegerische Richtung, sondern sogar einen ritterlichen Schwung zu geben. Der König ruft — des Volkes Ehre ist verletzt, die Majestät des Throns beleidigt, hinaus zum Kampf für König und Vaterland, Tod den Hochverräthern und Meuterern, den ehr- und pflichtvergessenen Unterthanen der niederländischen Krone. Solche Stimmen hallten durch das ganze Land wieder, die Deputirtenkammer, die Zeitungen, die Theater wurden damit gefüllt, die Bänkelsänger sangen sie durch alle Straßen *), und die Kinder, die Weiber in hellen Haufen bis spät in die Nacht zogen umher und schrien sie nach. Die Wilhelmsritter, die Beamten, die Kammerherren, die Adeligen waren natürlich nicht die Letzten, die mit einstimmten; theils liegt es in der Natur dieser Leute, königisch anzuklingen, theils fühlten sie, dem höhern Stande angehörig, der ohne Ausnahme bisher der belgischen Mode gefröhnt und fast eben so sehr,

*) Kein Lied wurde häufiger von diesen gesungen und wohlgefälliger angehört, als das Körnersche: der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus.

wie der Belgier, von seiner Muttersprache und der alten Sitte des Landes sich losgesagt hatte, ganz besonders dazu sich aufgelegt, dem aufgeregten Volk Beweise ihrer alt-niederländischen Gesinnung lebhaft an den Tag zu legen und die Ersten zu sein, die sich selbst oder ihre Kinder in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger stellten und ihr Scherflein zu den Bedürfnissen des Kriegs hergaben. Kein Mann aber hat die Köpfe in Holland mehr verdreht, als ein Franzose, der im Solde der Regierung und van Maanens am Journal de la Haye schrieb. Er unterzeichnete die Aufsätze, die er täglich lieferte, mit dem Buchstaben X., doch sein Name Charles Durand war Jedem bekannt. Dieser leichtsinnige Phrasendrechsler, der die Belgier persönlich haßte, aus Ursachen, worüber sehr nachtheilige Gerüchte umherliefen, übte durch seine pathetischen Declamationen einen so anerkannten Einfluß auf die Stimmung der Holländer *) und besonders der jüngeren Leute von Erziehung, daß er in seinem eigenen Blatt späterhin sich öffentlich zu berühmen wagte, den Anstoß zum Feldzuge

*) Fast jeder Holländer aus dem Mittelstand kann so viel französisch, um die Zeitung in dieser Sprache zu lesen, sehr oft sprechen sie es äußerst geläufig.

gegen die Belgier gegeben zu haben. Er war Carlist, bekannte sich als Anhänger der alten classischen Monarchie und Literatur unter Ludwig dem Vierzehnten, stellte sich verliebt in die holländische Nationalehre, sprach von den alten holländischen Seehelden, wie ein Franzose vom Bayard, dichtete eine Hymne auf van Speyk, radotirte von Siegen oder Sterben, pries den Löwenmuth der holländischen Soldaten, rochräucherte tagtäglich dem haager Cabinet und schimpfte wie ein Rohrsperling auf Louis Philipp und William und durch Alles das verschrob er die Gemüther der Holländer und versetzte sie in jenen ritterlichen Paroxysmus, von dem ich oben sprach.

Wie lange dieser dauert? — Es wird vorüber sein, ehe man sich's versieht. Der Holländer wird einsehen, daß er zum Ritter nicht geboren ist, aber wohl zum vernünftigen Mann, der sich weder das Fell über die Ohren ziehen läßt, noch für ein Phantom seinen Nachbar mit Krieg überzieht, wenn er sich ehrlich und friedlich mit ihm verständigen kann. Der Holländer wird, was die Schelde und andere Streitpunkte betrifft, Vernunft annehmen; er wird es, denn er muß es, nach dem Princip: leben und leben lassen.

Politische Zukunft.

Nach den Zeitungen, besonders nach der Zeitung von Breda und dem Journal de la Haye, nach der beständigen Opposition der holländischen Deputirten gegen die belgischen, so oft diese auf eine zeitgemäße Constitution drangen, ferner nach der Wuth, womit die holländische Nation über das constitutionelle Belgien herfiel, nach den Reden der Holländer über Louis Philipp, die Julitage, die Franzosen und ihre Constitution, nach dem Umstande, daß man in holländischen Kaffeehäusern nur selten liberale französische Blätter antrifft und die Gazette de France diejenige Pariser Zeitung ist, die am meisten in Holland gelesen wird, endlich, nach der Sprache, die sie über den Aufstand der Polen führten und hauptsächlich nach dem Eifer, womit sie die Ansprüche ihres souverainen Königs auf Belgien unterstützten, nach allem diesen sollte man auf den Gedanken gerathen, daß

das Princip der legitimité und souverainité unter keinem Volk tiefere Wurzeln geschlagen, als unter den Holländern und daß gleichsam ihr Haß gegen das constitutionelle Nachbarland sich in Haß gegen alle Constitution verwandelt hat.

Allein ich kenne die Holländer zu gut, um ihnen dies Unrecht anzuthun. Noch ist er im Rausche, aber er wird sich bald die Augen ausreiben, und mit gewohnter Nüchternheit um sich her sehen. Er kann wohl, wie man gesehen hat, ein Raub der Leidenschaften, des Hasses und der Rache werden, allein nicht auf lange Zeit und kaum in dem Maße, daß er darüber seinen Vortheil ganz aus dem Gesicht verliert und — vielleicht schlägt ihm selbst der Krieg gegen Belgien besser zu Buch, als ich für meine Person einsehen und begreifen kann. Kein Volk ist mehr dazu geeignet, politische Freiheit in dem ganzen Umfange zu genießen, soweit Charakter und Sitte dieselbe zu genießen ihm wünschenswerth machen. Stolz auf seinen Ruhm und seine Geschichte ist er freimüthig, thätig, klug und immer für das, wobei ihm am meisten herauskommt. Deswegen verjagte er in alter Zeit den König von Spanien, weil ihm, bei allem Glanz, den die Krone beider Indien auf die von ihr beherrschten Länder warf, kein rechter Segen wuchs.

Er besitzt durchaus keine Eigenschaften, welche auf die Dauer das Herz bethören und den Verstand gefangen nehmen. Er ist von Natur unempfänglich gegen den Witz, der den Franzosen besticht, wird nicht, wie dieser, vom Ehrgeiz angespornt und durch unruhige Träume von Schlachten und Kriegsruhm nicht in beständigem Zittern gehalten. Er hat keine Sinne, die sich bezaubern lassen, wie die Sinne des Italieners, der in der Kirche sich fromm, im Opernhause frei singen läßt. Er hat keine Phantasie, wie der Deutsche, die ihm Luftschlösser baut und ihm die wirkliche Welt vergessen macht, keine Phantasie, die, wenn es ihm erbärmlich geht, ihm zur Unterhaltung schöne Geschichten und Mährchen erzählt, die ihn speist, wenn ihn hungert, die ihn tränkt, wenn ihn dürstet, die ihn tröstet, wenn er klagt, die ihn zum Gott macht, wenn er ein Narr ist, zum freisten Menschen und wär' er in Ketten geboren, und also **in summa**, die ihm, wie dem Deutschen, Alles in Allem wäre. Dunkle Empfindungen, schöner oder häßlicher Art sind ihm fremd. Selbst die Liebe ist ihm, als Jüngling, keine Träumerei, kein Geheimniß, keine Idiosynkrasie des Gefühls, sondern eine Sache, die ihre guten Gründe hat, gleichwie der Haß, den Zwedenborg eine umgekehrte Liebe nennt, der ihm auch nicht

auf dunklem Grunde ruht und dem er sich eben so wenig aus einem bloßen Zuge der Natur, einer unerklärlichen Abneigung überläßt, als der Liebe, woher man auch von einem Nationalhaß der Holländer gegen die Belgier nicht in dem Sinne sprechen kann, wie man z. B. vom Nationalhaß der Dänen gegen die Schweden und umgekehrt spricht.

Kurzum, der Holländer hat Hörner, aber es hält schwer, ihm ein Seil um die Hörner zu werfen.

Man merke auf, wenn die Geschichte mit Belgien vorüber ist und sie wieder zur Ruhe kommen. Ich prophezeie lebhafte Debatten in den Kammern. Verantwortlichkeit der Minister, Abschaffung der ersten Kammer, volksthümlicheer Wahlgesetze werden die drei großen Gegenstände sein, worüber das Volk, die Zeitungen, die Schriftsteller und insbesondere die dem Volke angehörigen Deputirten der zweiten Kammer ihre Stimmen erheben werden. Der Hof, der Adel wird sich steifen, allein, es kann nicht fehlen, sie werden sich überzeugen, daß die französische Revolution, die Julitage, die Brüsseler Kammer, das kurze Kriegsspiel selbst, das die junge Mannschaft von Holland zu den Waffen rief und Bürgerliche und Adelige durcheinander mischte in den Grenzlagern, aus Holland ein ganz anderes Land gemacht haben,

als dasselbe zu den Zeiten der sogenannten Republik unter den Statthaltern war.

Schon jetzt hört man mehr als eine Stimme aus dem Volk, die laut und frei die Mängel und Uebelstände in der Verfassung rügt, Verbesserungen vorschlägt und in diesen gar nicht selten Ideen entwickelt, die ans Republikanische streifen und mit dem in Europa neuerdings ausgeprägten Begriff von constitutioneller Monarchie in Mißverhältniß stehen. „Aber so werden wir wieder eine Republik!" läßt einmal bei solcher Gelegenheit ein neuerer Schriftsteller seinen Leser ausrufen. „Nun," antwortet er, „nun, wir Holländer werden doch nicht in Schreck gerathen über einen Namen, der unsere Vorväter berühmt gemacht hat."

Derselbe beginnt dieselbe Schrift, die den Titel führt: „Niederlands Bedürfniß einer besseren Staatsverfassung" mit folgenden Worten, die mein Capitel schließen mögen:

„Was ist es doch," ruft er aus, „daß ganz Holland zur Stunde der Gefahr um den Thron sich drängte, und so viele und so ansehnliche Opfer dargebracht hat. Ist es unsere Zufriedenheit mit dem sogenannten Grundgesetz und der an dieses geknüpften Staatseinrichtungen. Fühlten wir uns dabei so wohl zu einer Zeit, wo andere Völker

ihre Regierungen mit Klagen und Beschwerden bestürmten?"

„Nein, wahrlich nicht!" gibt er zur Antwort, und ich glaube, er antwortet nicht allein für sich, sondern im Namen der Nation.

Portraits der königlichen Familie.

Der König.

Nicht liebenswürdiger habe ich den alten würdigen König gesehen, als an dem Tage, wo seine Söhne, der Prinz von Oranien und der Prinz Friedrich nach Beendigung des kurzen und glücklichen Feldzuges, unter dem Jubel einer Volksmenge, die vor Enthusiasmus außer sich war, in den Haag ihren Einzug hielten. Ich stand vor dem Thor, wo man die Prinzen erwartete, mitten in einem Volksgedränge, das sich wimmelnd durch alle Straßen, welche der Zug berühren sollte, nach dem königlichen Schlosse hinzog. Da reitet der König, rief ein Mädchen neben mir, das ist der König, wo ist der König, wiederholten mehrere Stimmen in der Nachbarschaft; jedoch, die Erscheinung des Monarchen ward nur von sehr Wenigen, wie es schien, bemerkt und er ritt, nachdem er sich umhergeschaut, bald wieder weg. Aber

ihre Regierungen mit Klagen und Beschwerden bestürmten?"

„Nein, wahrlich nicht!" gibt er zur Antwort, und ich glaube, er antwortet nicht allein für sich, sondern im Namen der Nation.



Portraits der königlichen Familie.

Der König.

Nicht liebenswürdiger habe ich den alten würdigen König gesehen, als an dem Tage, wo seine Söhne, der Prinz von Oranien und der Prinz Friedrich nach Beendigung des kurzen und glücklichen Feldzuges, unter dem Jubel einer Volksmenge, die vor Enthusiasmus außer sich war, in den Haag ihren Einzug hielten. Ich stand vor dem Thor, wo man die Prinzen erwartete, mitten in einem Volksgedränge, das sich wimmelnd durch alle Straßen, welche der Zug berühren sollte, nach dem königlichen Schlosse hinzog. Da reitet der König, rief ein Mädchen neben mir, das ist der König, wo ist der König, wiederholten mehrere Stimmen in der Nachbarschaft; jedoch, die Erschei[illegible]es Monarchen ward nur von sehr [illegible]ie es schien, bemerkt und er ritt, nach[illegible] umhergeschaut, bald wieder weg. Aber

ihre Regierungen mit Klagen und Beschwerden bestürmten?"

„Nein, wahrlich nicht!" gibt er zur Antwort, und ich glaube, er antwortet nicht allein für sich, sondern im Namen der Nation.

Portraits der königlichen Familie.

Der König.

Nicht liebenswürdiger habe ich den alten würdigen König gesehen, als an dem Tage, wo seine Söhne, der Prinz von Oranien und der Prinz Friedrich nach Beendigung des kurzen und glücklichen Feldzuges, unter dem Jubel einer Volksmenge, die vor Enthusiasmus außer sich war, in den Haag ihren Einzug hielten. Ich stand vor dem Thor, wo man die Prinzen erwartete, mitten in einem Volksgedränge, das sich wimmelnd durch alle Straßen, welche der Zug berühren sollte, nach dem königlichen Schlosse hinzog. Da reitet der König, rief ein Mädchen neben mir, das ist der König, wo ist der König, wiederholten mehrere Stimmen in der Nachbarschaft; jedoch, die Erscheinung des Monarchen ward nur von sehr Wenigen, wie es schien, bemerkt und er ritt, nachdem er sich umhergeschaut, bald wieder weg. Aber

welche Freude glänzte aus seinen Augen, als er umherschaute und die gespannte und fröhliche Unruhe einer Menge wahrnahm, die vor Ungeduld brannte, seine Söhne und vornämlich den Aeltesten zu begrüßen, ihn, der ihm bisher so viel Kummer gemacht, der noch vor einem Monat außer aller Volksgunst war und nun, mit Lorbeeren gekrönt, als Liebling eben dieses Volkes, als „Rächer von Hollands Nationalehre" triumphirend in seine Arme zurückkehrte. Sein an sich gutmüthiges aber ernstes Gesicht drückte die Freude selbst aus, kein Zug von königischem oder väterlichem Stolz, nicht die kleinste Falte als Zeichen der Bemerkung, daß man in diesem Jubel gar nicht auf ihn achte, noch weniger die geheimste Spur von der Verlegenheit eines Monarchen, der eine Kränkung persönlichen Ehrgeizes zu verbergen sucht, wenn er über einen andern — und Ehrgeizigen ist selbst der Sohn ein Anderer — sich für den Augenblick in Schatten gestellt sieht, nichts von alledem, nur die reinste Freude, die froheste Selbstvergessenheit, deren das väterliche Herz in solchem Augenblicke fähig. Niemals, wie gesagt, ist mir der würdige Greis liebenswürdiger erschienen.

Er war schon als Prinz ein sehr liebenswürdiger Mann, gefällig von Aeußerm, gutmüthig, heiter und in gesellschaftlicher Unterhaltung so natürlich, frisch und belebt, als sein Vater, der letzte

Statthalter, schüchtern, steif und wunderlich gewesen sein soll. Auch hat sein Gesicht wenig Aehnlichkeit mit dem seines Papa's, das so ziemlich einem ausgestopften Käfer ähnelte. Mit den Jahren ist freilich auch Wilhelm der Erste sehr beleibt geworden, und mir fällt dabei ein, daß dies der Fall war bei allen nassauischen Statthaltern aus der frisischen Linie, aus welcher der König stammt; wogegen die vier Oranier von Wilhelm dem Ersten bis auf Wilhelm den Zweiten, diese beiden hauptsächlich, nur dünn und mager waren. Fett und Gemüthsruhe pflanzen sich oft in der Familie fort, wie das Gegentheil; vielleicht aber trug auch der Umstand zu dieser Erscheinung bei, daß die ersten Oranier ehrgeizig Strebende, die Letzten gemächlich Besitzende waren.

Die Unruhen von Belgien und der Abfall dieses Landes haben das Gemüth des Königs um so mehr gegen die Belgier erbittert, je weniger er sich anfangs überzeugen konnte, daß er persönlich von der belgischen Nation nicht geliebt, geschweige daß er gehaßt werde. In der That herrscht nur eine Stimme darüber, daß der König gleich von Anfang seiner Regierung den Handel, die Künste und Fabriken Belgiens mit besonderer Vorliebe begünstigte und zu keiner Zeit sich populairer, freundlicher und freigebiger zeigte,

als wenn er seinen Hofsitz zu Brüssel aufgeschlagen hätte. So gab er z. B., wenn ich nicht irre, 80,000 Gulden für das französische Theater in Brüssel her und nur zehn oder funfzehntausend für das französische im Haag. Man hat eine Gallerie von Scenen in Steindruck, in welcher seine fast täglichen jovialen oder wohlthätigen Begegnisse mit Bürgersleuten auf den Straßen und Spatziergängen in Brüssel dargestellt sind. Ludwig der Achtzehnte war sehr ärgerlich über diese Zuthulichkeit mit der Canaille; mein Bruder, der König von Holland, wirft sich weg, sagte er. Großen Dank freilich hat der König nicht geerntet. Allein erstens muß man die Menschen und zweitens die Belgier nehmen wie sie sind, und dann außerdem die Frage aufwerfen, hat der König nicht mit dem besten Willen Mißgriffe gemacht, die seine Feinde, die Pfaffen, benutzen konnten, um das Andenken seiner Wohlthaten und seiner Gunstbeweise in den Gemüthern des Volks damit auszulöschen. Die königlichsten Gunstbeweise ersetzen nicht die Klugheit, Vorsicht und strenge Gesetzlichkeit, womit ein Mann auf solchem Posten vor allen Dingen handeln muß. Auch Ludwig der Sechzehnte und Karl der Zehnte (den Gott für die Sünden der Könige um seinen Thron decimiren ließ) waren gute freundliche und bis zu der Zeit, wo die beiden Revolutionen

ausbrachen, persönlich unter den Parisern beliebte Monarchen. Der Leser wird verstehen, daß mir das Aergerniß vor Augen schwebt, das van Maanen den Brüsselern und der reformirte König der katholischen Geistlichkeit von Belgien gab. Der König legte das philosophische Collegium an, und beging damit denselben Regentenfehler, der den Kaiser Joseph um die Niederlande zu bringen drohte. Der König und seine Räthe und Minister, sie hätten zunächst bedenken sollen, daß eine Schwalbe noch keinen Sommer macht, daß aber zur Sommerszeit Schwalben genug anziehen, oder, mit andern Worten und ohne Bild, daß einer und der andere junge katholische Priester, im philosophischen Seminar gebildet, den religiösen und sittlichen Zustand der ganzen Nation noch nicht umzugestalten fähig gewesen, daß aber nach vorsichtiger Lichtentfaltung auf den Schulen und Universitäten, in Schriften und öffentlichen Blättern und mehr als Alles das auf jenen tausend unsichtbaren Wegen, auf welchen der Zeitgeist in die niedrigste Strohhütte und die dümmste Bauernseele sich wundersam verbreitet, daß die bessere und aufgeklärtere Zeit auch aufgeklärtere Männer in den Beichtstuhl und auf die Kanzel gebracht hätte. Außerdem aber bedachte Wilhelm zu wenig, daß schon der Name philosophisches Collegium den stock-

katholischen Belgiern klingt, wie Teufelscollegium, da ihnen Philosophie nichts Aergeres bedeutet, als Freigeisterei und Gottlosigkeit. Das philosophische Collegium ist aber nicht der einzige Mißgriff in geistlichen Sachen, den der König sich zu Schulden kommen ließ, er zeigte überhaupt in dieser Rücksicht zu wenig Schonung, zu wenig Zartsinn, zu wenig Vorsicht. Er und seine Holländer thaten zu protestantisch bedauerlich mit den „armen — in katholischer Finsterniß liegenden Belgiern.“ Es schien, sie konnten vor Ungeduld im Aufklären kaum die Zeit und den Tag erwarten, an dem der düstre Schatten, der in der That die Stirn des Brabanters faustdick zu bedecken scheint, von ihm wich. Es ist wahr, der Belgier ist ungeachtet der Julitage von 1830, in die er sich durch einen Sprung versetzen zu wollen schien, so unglücklich, drei Jahrhunderte in der Geschichte zurück zu sein. Ihre Leiber sind stark und gewandt, ihre Schultern breit, ihre Stirn wie von Eisen, aber hinter dieser Stirn liegt die Verdumpfung eines Geistes, den so lange Zeit hindurch kein neuer Wind der Lehre aufgerüttelt hat, und in ihrer Brust ängstigt sich ein Herz, das in eben so langer Zeit durch kein hohes Gefühl, keine frische That mit Mannesmuth und kecker Lebenslust erfüllt wurde. Ihre Vorfahren, die gegen Spanien unterlagen, haben durch

das, was sie thaten und litten, sich in der Geschichte selbst über diesen Unfall vor Gott und Menschen verantwortet. Sie tragen die Schuld nicht, daß ihre Nachkommen so sind, wie sie sind; eben so wenig aber diese, daß ihre Väter freiere, herzhaftere und glücklichere Menschen waren. Es ist wahr, der Freund der Freiheit muß sich gegenwärtig ihrer schämen, wie der Freund der Humanität es bedauern muß, daß in so gesegnetem Lande so viel Unsegen, bei so von der Natur begünstigten Menschen so viel Geistes- und Genußunfähigkeit sich eingeschlichen hat. Es ist wahr, der Belgier Verstand ist bedeckt und finster, aber, und das hätte sich der König bedenken sollen, eben deswegen ist er auch argwöhnischer, kleinlicher und empfindlicher, wenn es ihm scheint, daß Jemand ihn für das hält, was er ist und zu sein dunkel ahnt. Es mußte ihm aber nicht blos scheinen und schimmern, daß der Holländer, ihm sonst in so vielen Stücken und selbst in der äußeren Erscheinung untergeordnet, ihn in Betreff der Religion und Aufklärung vom hohen Pferd betrachtete, sondern er konnte es verblümt und offen in Zeitungen und Blättern, die von der Regierung besonders begünstigt waren, täglich lesen, daß Mönche und Pfaffen seinen Verstand im Meßsacke hätten.

Genug davon. Tielemans und de Potter

theilten sich bekanntlich in den Inhalt dieses Sackes, und machten mit der Geistlichkeit gemeinschaftliche Sache. Ihr gedruckter Proceß ist bekannt, er wirft ein ziemlich helles Licht in die Umtriebe der Zeit, zugleich aber einen nicht undeutlichen Schatten auf des Königs Benehmen in politischer Hinsicht. Was Tielemans, de Potter und andere belgische Revolutionaire von der Regierung damals verlangten und erwarteten, war billig und wird nach Verlauf einiger Jahre den treugebliebenen Holländern buchstäblich gewährt werden müssen. Daß Tielemans, de Potter und die Andern sich in Intriguen einließen, sogar mit den Pfaffen einen jesuitischen Bund schlossen, bin ich weit entfernt, zu loben. Daß aber die vorsätzliche Halsstarrigkeit der holländischen Deputirten, an der jeder Vorschlag, der aus dem Munde eines Belgiers kam, verabredeter Maßen scheiterte, daß insbesondere die Felsentaubheit der Regierung, von der man mit Bestimmtheit wußte, daß sie alle Bitten und Vorschläge zur Genehmigung einer Constitution gänzlich überhören würde, daß diese beiden Umstände die Verschwörung, wenn man sie damals so nennen konnte, herbeiführten; ja, daß sie in Verbindung mit dem Verhaßtsein des Justizministers, die wahren und nächsten Ursachen des Abfalls der belgischen Provinzen waren, das, glaube ich, wird

jeder unbefangene Leser aus dem erwähnten interessanten Briefwechsel mit großen Buchstaben herauslesen.

So wenig also der König, vor seinem Gewissen, alle Schuld ausschließlich auf die Belgier werfen und sie des schwärzesten Undanks und Verraths beschuldigen kann, so wenig ändert dies doch meine Gefühle von Beileid, die ich seinem Alter, seiner moralischen Würde und seiner Gutmüthigkeit beim Verlust seines geliebten Belgiens, eines der beiden Hauptjuwelen aus seiner Krone, schuldig zu sein glaube. Möchte ein Tacitus, an meiner Stelle, den König Wilhelm geschildert haben, wie er wollte — und nach der Schulrede eines deutschen Professors, worin derselbe absolut beweisen will, Tacitus habe die Freiheit eben nur darin gesetzt, daß man ruhig unter einem absoluten Fürsten lebe, hätte Tacitus wohl noch einige glänzendere und breitere Lorbeerblätter um des absoluten Königs von Holland Stirn geflochten — ich habe keinen Ehrentitel für ihn hingeschrieben, den ich ihm nicht für voll gelten lasse. Sein ältester Sohn, denn von der Königin nachher,

Der Prinz von Oranien

ist, seinem Aeußern nach, ein kleiner, schmächtiger Mann von zierlicher Taille, der aber immer noch

Hoffnung hat, wenn er älter wird, gleich seinem Vater und seinen Vorfahren, wohlbeleibt und fett zu werden. Sein Kopf ist schon ziemlich kahl, aber sein Backenbart und vor Allem sein lebhaftes Auge und rothes, frisches, freundliches Gesicht lassen dies, wenn man ihn in Gesellschaften sieht, leicht vergessen und übersehen. Sein Mund ist groß, ich möchte sagen, preußisch, aber er spricht geläufig, rasch und eben so soldatisch ungezwungen, wie er sich benimmt. Er ist ein Freund der Geselligkeit, liebt eine gute Tafel, französische Weine, englische Pferde, die er immer Galopp reitet und die schönen Frauenzimmer aller Nationen. Doch in diesem Punkt scheint er in der neuesten Zeit ernsthafter geworden zu sein; man sagt, daß er gegenwärtig seiner Frau treu ist und mit ihr im besten Verständnisse lebt. Er mag überhaupt nach den letzten Schicksalen, die ihn, seinen Vater und das Königreich betrafen, zu dessen künftigem Herrscher ihn das Loos der Erstgeburt erkoren hat, sinniger, nachdenklicher und zurückgezogener geworden sein, als er es vor Zeiten war. Die Schritte, die er that, um sich an die Spitze der belgischen Revolution zu schwingen, sind so auffallend, als bekannt. Der Bruch mit seinem Vater, mit der holländischen Nation war unvermeidlich. Er verbannte sich, als seine Versuche

sich zum König von Belgien zu machen, Versuche, bei welchen er sich mehr erniedrigte, als man hätte von seinem edlen und offenen Charakter erwarten sollen, am wegstoßenden Hohn der Belgier völlig scheiterten, unter diplomatischem Vorwande nach London, wo ihn sein Freund und Beschützer, der Herzog von Wellington, unter dem er in Spanien und bei Quatrebras gefochten, frischen Muth einsprach und ihm mit Freundesrath an die Hand ging. Ob der Feldzugsplan, den er nach seiner Rückkehr so rasch und überraschend gegen die zerstreuten belgischen Truppen ausführte, von Wellington, von ihm, oder einem Dritten herrührt, vermag ich nicht zu entscheiden. Der preußische Oberst Scharnhorst, den ich darüber befragte und der selbst, aber fälschlich, wie er öffentlich versichert hat, für den Verfasser gehalten wurde, wollte mit Bestimmtheit wissen, daß dem Prinzen ausschließlich sowohl Entwurf als Ausführung angehörten. Eben so unentschieden bleibt es mir, ob der Feldzug aus den in dem bekannten Kriegsmanifeste angegebenen Ursachen, oder nur deswegen von der Regierung und dem Könige beschlossen wurde, um dem Prinzen von Oranien Gelegenheit zu geben, sich wiederum mit der holländischen Nation zu versöhnen. Letzteres halte ich freilich für wahrscheinlich. Auf jeden Fall ist ihm dies geglückt.

Dieselben Bürger, die sich zur Zeit seiner Rückkehr aus England vorgesetzt hatten, ihn nicht zu grüßen (obgleich sie doch immer den Hut vor ihm abnahmen, nur nicht so tief) sie lieben und bewundern ihn jetzt, nach so wohlfeil gepflückten Lorbeeren, als den Helden von Niederland und würdigen Enkel des großen Nassauers.

Der Prinz Friedrich der Niederlande.

Er sieht seinem Bruder schon im Aeußern wenig ähnlich und ist ihm sonst in Allem entgegengesetzt, nur nicht in persönlichem Muth und gutmüthigem Charakter. Er ist blaß, hager und mager, und zwar von der Art, die wenig Hoffnung läßt. Er sieht ernsthaft nüchtern aus, ist auch von ernsthafter und bedächtiger Natur und weit weniger unternehmend und lebenslustig, als sein Bruder. Glücklicher Gatte, sparsamer Haushalter, fleißiger Arbeiter (er sitzt von Morgens früh bis Abends spät in den Collegien, denen er präsidirt) genießt er die allgemeinste Achtung, obgleich im geringern Grad die Liebe der Nation. Der Prinz von Oranien wäre ein König für die Belgier, der Prinz Friedrich ein König für die Holländer gewesen.

Die Königin.

Die Königin ist lang, blaß, schmal, eine hängende, leidende Gestalt von unendlicher Güte,

die den strengen Ausdruck ihrer Gesichtszüge, in den Augen eines Jeden, der sie eine Weile betrachtet, in Milde, Zärtlichkeit und Wehmuth auflöst. Sie ist bekanntlich eine Schwester des Königs von Preußen, und man möchte sagen, sie trägt den Schmerz der preußischen Monarchie nach der Jenaer Schlacht noch immer auf ihrem Gesicht. — Ihre Schwiegertochter

Die Prinzessin von Oranien

ist eine liebenswürdige ernste Gestalt, auf deren schneeweißer Stirn sittliche Ruhe und Heiterkeit thronten. Schlank, üppig und wenn auch nicht schön, doch sehr gefällig und reizend, dabei von blendender Haut stellt sie sich sehr würdig als Großfürstin von Rußland dar. Ihre und des Prinzen Kinder, fünf oder sechs an der Zahl, sind gesund, liebenswürdig, ohne Ausnahme von gutmüthigem Gesicht und schön gewachsen, wie sie selber.

Die ganze Familie, Großvater, Großmutter, die Prinzen Wilhelm und Friedrich mit ihren Gemahlinnen und Kindern, die Prinzessin Marianne, einzige Tochter, an den Prinzen Albert von Preußen verheirathet, sind auf einem Steindruck versammelt, der ein Familienzimmer darstellt. Ich sah dies Stück oft vor den Fenstern der Buchladen im Haag und Betrachter in Menge, die

auf die einzelnen Personen mit Fingern deuteten und ihre Namen nannten. Vom kleinsten Jungen wissen die Haager den Namen, wie sie bei dessen Geburtstag den ganzen Tag mit den Glocken läuten. Die Haager sind dafür bekannt, daß sie immer am lautsten: Oranje boven! schrieen.

Delft und die Familiengruft der Nassauer.

Bei gutem Wetter bin ich sehr oft vom Haag aus nach der benachbarten Stadt Delft gegangen, aber das erste Mal auf der Trekscheute *) gefahren; denn ich fühlte große Neugier, es einmal mit diesen holländischen Gondeln ohne Schnabel zu versuchen. Sechzehn derselben gehen täglich zwischen dem Haag und Delft nach Rotterdam u. s. w. Welcher Verkehr. Unter einer

*) Holl. trekschuite. Ui spricht wie oi, also eigentlich Trekschoite, Ziehschiff. Fast alle Doppellaute werden anders ausgesprochen, als geschrieben. So lautet ou wie au, z. B. gouda, Gauda; ij wie ei, z. B. rijden wie reiden; eu und eeu wie ö, z. B. leeuw = löw; oe wie u, z. B. goed = gud; dagegen lautet unser u wie ü; z. B. lugt sprich lügt. — g spricht der Holländer aus der Gurgel, wie ch; sch, westphälisch, wie s — ch; z weicher wie s u. s. w.

Trekscheute denke man sich ein Schiff, aus dem ein länglicher, oben flacher, an den Seiten schräger Kasten aufsteigt, der vorn für Ballen, Kasten und arme Leute, hinten für den Steuermann und die Bewohner des Rufs, die frische Luft schöpfen wollen, einigen Raum übrig läßt. Das Schiff ist grün und weiß gemalt, auf der Decke des Kastens aber schwarz, denn diese, die auch zum Spaziergehen dienen kann, obgleich der Schiffer, Capitain genannt, dies nicht gern sieht, ist belegt mit einer Lage Theer, der mit Steinchen und Muscheln fest getreten ist. Der Raum faßt ein dreißig, vierzig Personen, der Ruf (roof) aber nur zehn bis zwölf. Das Schiff wird im gelinden Trapp von einem Klepper gezogen, der von de jaager, dem Jäger, geritten wird. Doch, ich bitte Johanna Schoppenhauer um Verzeihung, daß ich ihrer neuesten vollständigen Beschreibung einer Trekscheute noch diese Skizze hinzugefügt. Verdrießlich ist das viele Bücken auf dem Deck, wozu man sich draußen gezwungen sieht, um den Stricken anderer Schiffe zu entgehen und nicht von ihnen erdrosselt, oder über den Hals geschnitten zu werden. Eine holländische Gegend muß man aus der Trekscheute betrachten, welche Canal entlang streicht, wie eine italienische Gegend auf dem Rücken der Berge und eines Saumthiers, eine rus-

fische im Schlitten. Denn erstens sitzt man bequem und behaglich, zweitens sitzt man eben in der Trekscheute und hat den Schiffer und andere schmauchende Mijnheers beständig im Gesicht und also eine fortdauernde Personenstaffage, die der holländischen Landschaft so eigenthümlich angehören, wie die Weiden am Ufer, die Kühe im Grase, die eckigen Lusthäuserchen und Landsitze im Grünen, die weite Aussicht in der Ferne und die nach allen Himmelsgegenden zerstreuten Mühlen. Die wenigsten von den Mühlen, die man auf dem Wege nach Delft und sonst in Holland (am dicksten und bei Tausenden gesäet hinter Amsterdam) sieht, sind Kornmühlen, die meisten Papiermühlen, Schnupftabacksmühlen, Oelmühlen, Pulvermühlen, hydrotechnische Mühlen u. s. w. In 1½ Stunde, oder, wie der Holländer sagt, in fünf Quartier brachte mich die Trekscheute nach Delft.

Delft ist die todteste Stadt von Holland. Es wohnen allerdings viele reiche Mijnheers darin, die von den Renten eines Vermögens leben, das ihre Vorväter wohl meistens aus Indien sich holten. Aber sie halten sich mäuschenstill hinter den Vorhängen ihrer Häuser, das größte irdische Glück, dem sich der reich gewordene Holländer

überläßt. Ein Capital in der Bank und ein Haus in Delft, seufzte der Holländer, der mich, als wir aus der Scheute gestiegen, noch durch einige Straßen begleitete; er trug einen abgeschabten Rock und sah fast ruinirt, aber glücklich aus, als er dies sagte.

Es scheint, als wäre diese Stadt nur darum so still und todt, um die großen Todten, die hier begraben liegen, nicht aus ihrem Schlaf zu wecken. Wilhelm von Oranien und Hugo Grotius liegen einige Schritt von einander im Chor der neuen Kirche zu Delft, Maarten Tromp und Pieter Hein in der alten. Das Familiengrab der Nassauer steht in der Mitte, Wilhelms Epitaphium steigt prachtvoll, aber steif daraus hervor. An den vier Seiten desselben halten vier erzgegossene Genien über ihn Wache, der Glaube, die Gerechtigkeit, die Freiheit und die Vorsicht mit dem Dornenknittel in der Hand. Auf der Vorderseite schwebt eine andere weibliche Gestalt, ebenfalls in Erz gegossen, und in Betreff der Kunst wohl die merkwürdigste, da sie, wie groß und schwer sie ist, nur auf einer Zehe ruht. Wilhelm von Oranien liegt in Lebensgröße ausgestreckt auf dem Grabe, von geschickter Hand sehr fein, und nach allen Originalbildern zu urtheilen, die ich von ihm

gesehen *), lebenstreu ausgearbeitet. Sein Gesicht ist nur klein und hager, und seine Stirn gefurcht von den Linien tiefer Berechnung. Seinen kahlen Schädel deckt wie gewöhnlich ein Käppchen. Finster kann man die Züge dieses großen Mannes durchaus nicht nennen, er war auch im Leben umgänglich, freundlich und gesprächig, und wurde nur deswegen der schweigende genannt, weil er seine versteckten Absichten und Pläne Niemand verrieth. Dagegen hatte sein Sohn und Nachfolger Moritz ein finsteres Gesicht und etwas von dem Lauernden, Tückischen und Gewaltsamen, was man an Tyrannengesichtern sich zu denken pflegt. Die röthlichen Haare trug er fast auf moderne Art gescheitelt, woran er auf dem schlechtesten Holzschnitt gleich zu erkennen. Friedrich Heinrich sah mehr gutmüthig, als geistreich aus; er zeigte sich auch, besonders im Alter, nicht von der unternehmendsten Seite. Wilhelm der Zweite hatte das schönste Gesicht unter den Nassauern. Von Geist und Charakter konnte er wenig Proben ablegen, da er durch einen Sturz vom Pferde im Jünglingsalter starb. Die Bilder dieser Nassauer findet man gemalt und gestochen in großer Menge

*) Eins, von Franz Miereveld, hängt in Delft selbst auf dem Rathhause, das man, seiner alten Gemälde wegen, sich zeigen lassen muß.

durch ganz Holland, und ich zweifle nicht daran, daß jeder Schulknabe sie kennt. So hat auch die Kunst, obgleich von den ersten Nassauern nicht sehr begünstigt, das Ihrige dazu beigetragen, um diese Familie, selbst während der Zeiten, als sie verjagt war, bei den Holländern in frischem Andenken zu halten.

Dem Monument Wilhelms gegenüber, an der Wand, steht das marmorne Denkmal, das die Stadt Delft ihrem Hugo Grotius errichtet hat. Hugo de Groot ist geborner Delfter, und die Stadt mag sich mehr seiner rühmen, als Rotterdam des Erasmi-Schleichers, den ich schon deswegen nicht ausstehen kann, weil er den todtkranken Hutten in Basel niederträchtig behandelte. Dialektischer und schärfer mag sein Hirn gewesen sein, als das Hirn des Grotius, aber so große Gedanken hat es nicht gefaßt, wie Grotius in seinem de jure belli et pacis zu Tage legte. Erasmus hatte vielleicht noch mehr gelehrtes Leder, als Hugo Grotius, allein ich gebe um gelehrtes Leder noch weniger, als um Katzenfell, aus dem doch, gestreichelt, elektrische Funken herausspringen. Und Hugo Grotius war im Besitz jener männlichen Gelehrsamkeit, die sich hoch über den Schulstaub erhebt und mit der Kraft eines ungeschwächten Geistes ins Leben eingreift, ähnlich,

aber noch weniger Pedant, ähnlich unserm Niebuhr, der ebenfalls eine massenhafte Gelehrsamkeit männlich zu beherrschen verstand. Hugo Grotius war Staatsmann, Niebuhr Staatsrath. —

In der alten Kirche zu Delft liegen Maarten Tromp und Pieter Hein. Ihre marmornen Denkmäler sind geschmückt mit Trophäen aller Art, die auf ihre Seesiege Bezug haben. Beide liegen steif ausgestreckt auf ihren Särgen, in der Cajüte haben sie gewiß nicht so gerade gelegen. Maartens Kopf ruht auf einer Kanone, ein besseres Kopfkissen hat er sich nie gewünscht. Schade, daß nicht de Ruyter hier der dritte Mann ist; dessen irdische Ueberreste befinden sich aber auf Seeland in der Familiengruft, Wassenaars im Haag, anderer großen niederländischen Seehelden zu Amsterdam und Rotterdam.

Zu den merkwürdigen Männern, die in Delft geboren wurden, zähle ich auch den bekannten David Joris, der einmal als Haupt einer wiedertäuferischen Secte viel Aufsehen gemacht hat. Bekanntlich predigten die Wiedertäufer des sechzehnten Jahrhunderts, den Hauptstücken nach, so ziemlich dasselbe Evangelium, was die Saint-Simonisten in unserer Zeit, nur mit dem Unterschiede, daß Jene sich gefürchtet, diese sich lächerlich mach-

ten. Ein Saint-Simonist ist kaum der Schatten eines alten Wiedertäufers, und Joris von Delft, oder Jan van Leiden würde sie nicht als ihre Schüler betrachten. Jan van Leiden ist unter uns bekannter, spielt doch noch heutzutage der Wind mit dem Käfich oben am Thurm zu Münster, worein er lebendig eingesperrt wurde und nun seit einigen Hundert Jahren als Gerippe hängt. Jan van Leiden war blutdürstiger, wilder, er betrug sich als König wie ein Vieh. Dabei hatte er ein verzerrtes häßliches Gesicht, und ich bedaure Niemand mehr, als die armen zitternden Weiber, die in seine Hände fielen. David Joris hingegen war ein bildschöner Mann, mit gedankenvoller Stirn, fein gebogener Nase, trotzig sicherm Munde und mit dem reichsten und krausesten Barte, der nur je einem sterblichen Manne vom Kinn bis auf die Brust herabrollte. Früher ein geschickter Glasmaler, lebte er später wie ein Fürst von den Geschenken oder dem Tribut der Gläubigen, die ihn als ihren Messias anbeteten. Die Weiber waren in ihm weg und er verführte eine große Anzahl Jungfrauen aus allen Ständen. Aus Delft verbannt flüchtete er nach Basel, wo er bis an sein Ende die kostspieligste Wirthschaft führte und vermuthlich aus Holland immer neue Schätze bezog, während er von seiner Seite Trostschreiben und

Hirtenbriefe dorthin sandte. Er wußte sich in Basel sehr auf der Hut zu halten, spielte den großen Herrn, umgab sich mit einer zahlreichen Dienerschaft und stand mit den Vornehmen der Stadt auf dem besten Fuß. Erst nach seinem Tode ward das Geheimniß seiner Person in Basel entdeckt, der Senat ließ seinen Körper aus geweihter Erde wieder ausgraben und that ihm allen möglichen Schimpf an, was er auch geduldig ertrug.

Auffallend ist die Beredtsamkeit im Munde dieser Männer, sie ging wie ein Strom aus ihnen heraus und riß ihre Zuhörer aus dem Volk gewaltsam hin. Man traut das in der Regel Holländern nicht zu, weil man sie für zu phlegmatisch und schweigsam hält. Allein, im Gegentheil, Volksberedtsamkeit ist ihre starke Seite. Davon kann man sich überzeugen, wenn man in die Kirche oder auf den Kirmis geht. Die holländische Sprache hat vier Töne in der Macht, welche unfehlbar in den großen Haufen einschlagen, den beweglichen und kläglichen Ton, den pathetischen und prahlenden Ton, den dumpfen Geisterton und den spaßhaften Kasperleton. Mit diesen vier Tönen der Sprache oder des Organs kann der Redner aus dem gemeinen Volke machen, was er will; daher die holländischen Demagogen äußerst

gefährliche Leute sind, wie die Rederijker *) und die spätern Patrioten bewiesen.

---

*) Die Rederijker sind eigentlich eine versificirende Zunft, die in früherer Zeit Aufzüge und romantische Possen zum Besten gab. Sie verspotteten die Spanier und Alba. Jan van Leiden und Joris waren in ihrer Heimath Rederijker gewesen, und man bemerkte, daß der Erstere schon damals am liebsten Könige spielte.

Leiden.

Die erste Frage, die ich bei meinem Besuch in Leiden that, war: „wo habt ihr Schill's Kopf." Der Leser muß wissen, daß der Kopf des unglücklichen Mannes, schändlich zerhauen, wie er ihn in seiner Todesstunde sinken ließ, von Stralsund durch die holländischen Truppen nach Holland kam, wo er zu Leiden in eine Spiritusflasche gesetzt, unter Mißgeburten aufbewahrt wurde. Auf der Anatomie von Leiden hat er gestanden noch im Jahr 1817, und der König, für den dieser Tollkopf fiel, hatte ihn bis dahin noch nicht abgefordert. Wo habt ihr Schill's Kopf, fragte ich also den Famulus. „Er ist seit einigen Jahren aus der Anatomie verschwunden, man weiß nicht wie, durch wen und wohin; vermuthlich hat ihn Jemand gestohlen." „Das ist gut," antwortete ich, „so brauche ich nicht der Dieb zu sein."

Von der Anatomie in Leiden und gar von

dem ungeheuern Naturaliencabinet erwarte man von mir keine Beschreibung. Letzteres ist, wie in Göttingen die Bibliothek, das einzige Residuum von Leidens ehemaligem Ruhm und gelehrter Größe. Gegenwärtig kein eminenter Mann unter allen Professoren. Den Saal des akademischen Gebäudes, dessen Wände von oben bis unten mit den Bildern jener alten Herren behangen sind, habe ich gesehen, wenn auch nicht mit dem heiligen Schauer betreten, wovon Niebuhr einst sprach, als er uns Studenten in Bonn seine Empfindungen beim Eintritt in diesen Saal schilderte. Boerhave achte ich am meisten, er hat ein rothes, rusticoses Gesicht. Scaliger halte ich für den besten Kopf. War es nicht Scaliger, der bei Anwesenheit eines deutschen Kaisers seinen Doctormantel abwarf und, um dem Kaiser vom Kriegstanz der alten Griechen, der Pyrrhichia, einen anschaulichen Begriff zu geben, diesen Tanz mit allen möglichen Feinheiten und Schwenkungen vor den Augen des erstaunten Kaisers aufführte? Ich glaube, ja.

Merkwürdig scheint es mir, daß die Philologie in Aegypten entsprang und in Holland vorzüglich blühte. Eratosthenes war bekanntlich der erste große Pedant, der sich Philolog nannte, Ruhnkenius vielleicht der Letzte, der dieses Namens im alten Sinne würdig war.

Die Holländer — ich will bei dieser Gelegenheit einmal abspringen — haben überhaupt viel Aehnlichkeit mit den alten Aegyptern. Schon das sumpfige Element, das Land, das sie bewohnen, die Luft, die Canäle, Dämme, Schleusen, Trekscheuten, Schein, Nil, die wimmelnde Menschenzahl, in Aegypten auf 800 Quadratmeilen, noch unter den Ptolomäern etwa 20000 Dorfschaften und sieben Millionen Menschen, in Holland, das ist in Nord- und Südholland auf 100 Quadratmeilen, Dünen, Moor und Seen mitgerechnet, ein 800,000 Menschen. Und diese selbst, die Aegypter hager und olivenfarbig, die Mijnheers in der Regel hager und käsefarbig; die Aegypter gute Mathematiker und Geometer, die Holländer ebenfalls; die Aegypter gute Aerzte, die Holländer ebenfalls; die Aegypter berühmt wegen Verfertigung des Papiers, der Leinwand, des Töpfergeschirrs, die Holländer ebenfalls; die Aegypter äußerst mäßig im Essen, die Holländer ebenfalls. Doch haben sie auch ihre Unähnlichkeiten, und die hauptsächlichste ist, daß der Holländer, so trocken er sein mag, dennoch das Feuchte liebt und viel trinkt, was der Aegypter nicht thut. Der Holländer tunkt seinen Zwieback in Thee, sein Ruder in die See, seinen Geist mitunter in Humor und seinen Pinsel bald in den Theertopf zum

Anstreichen eines Schiffes, bald auf die nasse Farbenpalette, um Meisterwerke der Kunst hervorzubringen. Der Aegypter haßte und fürchtete die See und hämmerte und steinhauerte lieber, als er malte.

Hunger ertragen kann der Holländer eben so lange, als der Aegypter oder Jude; deß Zeugniß sind die holländischen Belagerungen im sechzehnten Jahrhundert. Die Belagerung von Leiden ist in dieser und anderer Hinsicht so interessant, daß ich ihr das folgende Capitel allein anweise.

Studenten waren nur sehr Wenige in Leiden zurückgeblieben, sie standen mit denen von Utrecht und Groningen im Grenzlager und machten den dreitägigen Feldzug mit, wobei sie einen ihrer Cameraden verloren. Ich glaube, es sind in den Schlachten von Löwen und Hosselt nicht zehn Mann geblieben. Ein Student hat in dem jährlichen Musenalmanach der Universität Leiden die Begebenheiten und Abenteuer des Studentencorps in diesem Kriege dargestellt; es ist unglaublich, wie wohlfeilen Kaufs die Holländer mit dem Sieg davongingen. Mit tausend holsteinischen Bauern hätte ich es der holländischen Armee ein wenig schwerer gemacht. Die holländischen Schütter wollten sogar einmal nicht vorwärts, bis ihr Anführer ihnen die Fahne vorauftrug und sie auf diese

Weise dazu nöthigte. Aufrichtig gestanden, ich glaube, daß die Holländer ganz gute Belagerungstruppen vor und in der Festung sind; als solche haben sie sich auch in Spanien unter Papa Chassée beim Sturm von Saragossa gezeigt, und im Nothfall werden sie dies auch bei etwaniger Belagerung Mastrichts oder der Citadelle von Antwerpen darthun; allein für Marsch- und Schlachttruppen halte ich sie nicht.

Später sah ich die Leidener Studenten auf ihrer Heimkehr zu Leistendam, einem am großen Canal zwischen Delft und Leiden gelegenen freundlichen Dorfe, wo sie übernachteten. Es war ein heitres Volksfest, die Brücken, die Häuser erleuchtet und in der Mitte des Canals, der im wiedergespiegelten Feuer sich mit zu freuen schien, eine Bande Musikanten, die patriotische Lieder aufspielten. Die jungen Leute spazierten theils draußen unter dem Volk umher, theils saßen sie mit ihren Wirthen und deren Familie am Tisch, aßen, zechten, sangen und waren guter Dinge. Die Vorhänge und Gardinen, die sonst immer dicht zugezogen sind, waren den Abend gelüftet und Jeder konnte in die Stube hineinsehen und die innere Wirthschaft nach Herzenslust betrachten. Das fand ich hübsch von den Holländern. Ich verließ dies schöne Fest mit bewegtem Herzen — ich dachte an

die Heimkunft unserer deutschen Jünglinge aus dem „heiligen Kriege," an den Volksjubel, an das Entzücken ihrer Eltern, Geschwister, Bräute, an ihr eigenes Entzücken, ihren Stolz, ihre Hoffnungen — und denselben Tag hatte ich in der Zeitung den Namen des verbannten Follenius gelesen. —

Die Leidener Studenten, die den andern Tag festlich in Leiden einzogen, begleitete ich mit dem Wunsche, den Gebrauch der Waffen nicht zu verlernen *).

*) Bekanntlich machten sie bisher ihre Uneinigkeiten mit Stöcken aus.

Die Belagerung von Leiden.

Leidens Belagerung macht einen denkwürdigen Abschnitt in der holländischen Geschichte. Zum ersten Mal scheiterte die spanische Macht vor einer holländischen Stadtmauer. Vom October 1573 bis zum März 1574 lag der spanische Oberst Valdez mit einem starken Heer vor der Stadt und schnitt zu Lande und zu Wasser ihr alle Zufuhr ab, wodurch er die Bürgerschaft in die grenzenloseste Noth, aber nicht zur Uebergabe brachte. Nachdem die Belagerten alle Hunde, Katzen, Ratzen und Mäuse, die sie fanden, als Leckerbissen verzehrt, fristeten sie ihr Leben durch Baumblätter, die sie in Salz und Essig tunkten. Nur einmal bemächtigte sich ihrer die Verzweiflung. Männer, Weiber, Kinder, Greise, ein langer Zug von Geistern, schleppten sich hohläugig und mit versagenden Knieen nach dem Rathhause und forderten unter Geschrei und Drohungen entweder Brod, oder offene Thore. Der

vorsitzende Bürgermeister trat hervor und sprach: „Bürger, ihr wißt, ich habe meinen letzten Bissen mit euch getheilt. Jetzt nehmt mich selber hin, schlachtet mich, viertheilt mich, stillt euren Hunger mit meinem Herzen; aber die Stadt übergebe ich nicht. Bürger, ich beschwöre euch, gebt der Hoffnung noch einige Frist, denn die Hülfe ist nahe." Nach diesen Worten legte sich der Aufruhr. Die Bürger erschüttert, weinend, umfaßten die Knie ihres Bürgermeisters, vertheilten sich wieder in ihre Häuser, auf die Wälle, um aufs neue zu streiten und zu hungern.

Van der Werf heißt der Mann, dessen Seelengröße in diesem entscheidenden Augenblick die Stadt und höchst wahrscheinlich ganz Holland rettete. Wunderbarer Erfolg eines raschen, großen Gedankens, dem ohne Zweifel wirkliche Hingebung zu Grunde lag. Denn mehr als Wort und rednerische Blume muß das gewesen sein, was er sprach. Niemand speist verhungerte Menschen mit Worten ab. Niemand flicht dem Tiger, Hunger genannt, eine Kette aus Blumen der Beredtsamkeit. Ein hungriges Volk zum Aufbruch der Bäckerladen zu reizen, dazu braucht man weder Demosthenes noch Cicero zu sein. Um aber den Rest edler Gefühle, um Scham, Mitleid, Muth, Hoffnung, im blutlosen Herzen eines verhungerten

Volks aufzuwecken, dazu muß man mehr sein, als Cicero und Demosthenes, mehr als Redner, ein Mann der That. Van der Werf war ein solcher. Er that für Leiden dasselbe, was Ripperda für Harlem. Er gehörte zu den Männern, von denen man sagt, daß sie ganz allein vor die Bresche treten. Nicht genug kann man des Prinzen von Oranien Scharfblick rühmen, der gerade die tauglichsten, entschlossensten Männer im kritischen Augenblick dorthin postirte, wo viel, ja Alles von ihnen abhing. Beide, van der Werf und Rpiperda, waren Partisane des Prinzen, und vom Ersteren weiß ich sicher, daß er Wilhelm seine Stelle verdankte.

Nun höre man auch den Verfolg und das glückliche Ende, das van der Werfs standhaften Muth und der Bürgerschaft Entsagungen krönte. Ins Mittel schlugen sich der Zufall und das Schicksal, der Zufall in Gestalt eines Mädchens und das Schicksal in der Person des Prinzen von Oranien, den man wohl mit Recht das personificirte Schicksal der nördlichen Niederlande nennen kann.

Der Zufall oder ein Mädchen auf folgende Art. Der Anführer des spanischen Belagerungsheeres, Franz Valdez, hatte sich verliebt in eine schöne Haagerin und machte ihr den Hof. So

viel Zeit er sich abmüssigen konnte im Lager, brachte er in den Armen seiner Geliebten, im benachbarten Haag zu. Während dessen ereignete sich in der belagerten Stadt oben erzählter Vorfall. Valdez, mehr als je von der Entmuthigung und Erschöpfung der Bürger überzeugt, beschloß allgemeinen Sturm. Zufällig aber ging dem Tage, den er zur Ausführung dieses Plans anberaumt, eine Gesellschaft zu Ehren seiner Geliebten vorher, der er sich nicht entziehen mochte, weil er dies Fest selbst veranstaltet hatte. Er entschlüpfte nach dem Haag und fand Magdalena Moons — das war der Name seiner Geliebten, die auch späterhin seine Frau ward — aber nicht in der heitersten Stimmung. Unruhig fragte er sie nach der Ursache ihrer Trauer. Ich sollte nicht traurig sein, sagte Magdalena. Ich weiß Alles. Morgen läßt du stürmen, und eine Stadt, die ich liebe, wo ich so viel Freunde und Verwandte habe, wird vom Jammergeschrei der Beraubten und Gemordeten wiederhallen. Warum ich nicht heiter bin? Wie kann ich jemals in meinem Leben wieder froh und heiter werden, wenn du dein Vorhaben glücklich ausführst. — Ach die Stimme, die Klage, die Thräne eines Mädchens, das wir in den Armen halten und das ihr Gesicht von uns abwendet — auch Valdez fühlte ihre Kraft und Bezauberung. Er

gab ihr auf der Stelle heimlich das Versprechen, nicht zu stürmen, Leiden überhaupt nicht im Sturm einzunehmen. Um so eher glaubte er, was die Liebe ihm abnöthigte, mit der Pflicht zu reimen, um so überzeugter er ohnehin war, es werde die ausgehungerte Stadt von selbst und ohne Verguß eines Bluttropfens in Kurzem sich ergeben.

Der Mensch denkt, Gott lenkt. Niemals machte ein Gast unter dem Monde so sehr seine Rechnung ohne den Wirth, als Franz Valdez vor Leiden. Der Prinz von Oranien war kein müssiger Zuschauer von der Belagerungsscene gewesen. Ohne hinlängliche Landmacht nicht im Stande, den Spaniern auf gewöhnlichem Wege auf platter Erde und trockenem Boden die Spitze zu bieten, hatte er sich ein zuverlässiges, obwohl kostbares Mittel ausgedacht, seine Absicht, die Entsetzung der bedrängten Stadt, zu erreichen. Zu Delft, seinem gewöhnlichen Aufenthalt, ließ er eilig eine Flotte zimmern, eine Art Floßschiffe mit niedrigem Boden, ungefähr hundertundfunfzig an der Zahl. Diese bemannte er mit seinen seeländischen Wassergeusen, die damals zuerst ihr Schild mit der Umschrift, lieber türkisch als papistisch, auf den Hut steckten, und nachdem er die Staaten von Holland zur Durchstechung der Maas- und Yssel-deiche bewogen — eine Ueberschwemmung die sieben

Tonnen Goldes zu stehn kam — ließ er auf dem zum Wasser gewordenen Lande seine Flotte nach Leiden auslaufen. Die nichts ahnenden Spanier wurden plötzlich durch den seltsamsten und wunderbarsten Anblick der Welt in Schreck und Staunen gesetzt. Sie hätten, bemerkt Strada, diesen Vorgang bewundert, wie die Römer ihre Schauspiele, in denen sich vor den Augen des Volks Wälder und Felder auf einen Wink in Seen und der Kampf zu Lande in ein Seetreffen sich verwandelten, hätten sie nicht zugleich bemerkt, es sei das neue Element mit seinen schwimmenden Soldaten nur zu ihrem Untergang heranbeschworen. Dennoch gaben sie nicht gleich die Hoffnung auf, sich zu halten, wenn gleich die, die Stadt durch Hunger zu bezwingen, gleich Anfangs zu Wasser wurde, indem Frachtschiffe mit Lebensmitteln aller Art glücklich in die Stadt drangen. In diesem Augenblick zeigte sich der spanische Soldat seines Alba würdig. Unverzagt machten sie den Versuch, das an- und aufschwellende Wasser einzudämmen, und dem doppelten Feind die Spitze zu bieten. Aus den niedrigen Verschanzungen beinahe mit Gewalt herausgeschwemmt, flüchteten sie in die höheren, und wie einst nach Cäsars Commentarien die Nervier gegen Quintus Cicero, so gruben sie mit ihren Schwertern in die Erde und trugen

Erdklumpen in Helm und Harnisch zusammen. Doch alle Mühe half zu nichts. Des Wassers wurde immer mehr und mehr und eine plötzliche Springfluth, die mit Westwind heranstürzte, erhöhte die Gefahr. Sie mußten flüchten. Doch eben die Flucht war Vieler Tod. Man denke sich das Schreckliche ihrer Lage und das Mißverhältniß des Kampfes, sie zu Fuß, ihre Feinde und Verfolger zu Schiff. Das Wasser ging ihnen an den Nabel, mitunter bis an den Mund und durch ihre aufgelösten Reihen, kreuz und quer schifften die Wassergeusen und trieben mit ihnen mehr die blutige Kurzweil eines Fischfanges, als sie auf einen menschlichen Zweikampf sich einließen. Die Spanier wurden im eigentlichen Sinn harpunirt wie die Fische, denn die Holländer warfen Stricke mit eisernen Haken nach ihnen aus und zerrten sie todt oder lebendig, im Fleisch oder nur an Hosen und Wämsern in die Böte, wo sie über einander aufgeschichtet lagen. Dennoch, in dieser Todesnoth, fehlte es einigen Spaniern nicht an Muth und Geistesgegenwart. So ergriff ein harpunirter Feldwebel, der, für todt angesehen, im Boote lag, ein Beil zu seinen Füßen, stürzte sich wie das Wetter unversehens auf die gräßlichen Fischer, hieb den ersten, zweiten, dritten von hinten zu Boden, jagte die übrigen ins Wasser und kam mit mehre-

ren Spaniern, die er unterwegs aufnahm und rettete, glücklich und wohlbehalten bei der Hauptmacht des Valdez an.

Ich kann diese Darstellung nicht schließen, ohne zugleich der glücklichen Folgen zu gedenken, welche die ruhmvoll überstandene Gefahr für die Stadt Leiden hatte. Die Universität war die erste und unmittelbare Folge. Die Stiftung derselben durch den Prinzen von Oranien, der den Einwohnern die Wahl zwischen ihr und Abgabenfreiheit auf eine Reihe von Jahren überließ, fällt gleich ins Jahr 1575, also kaum ein Jahr nach Abzug der Spanier. Eine andere Folge war das Herbeiströmen der in den katholischen Niederlanden bedrängten und verfolgten Wollarbeiter, die in Leiden einen erprobten und sichern Zufluchtsort sahen. Zu diesen kamen in späterer Zeit die refugiés Ludwigs des Vierzehnten. Dadurch allein kam die Stadt so sehr in Flor, daß sie eine Zeit lang mehr Hände mit Wollspinnen allein beschäftigte, als gegenwärtig leider Gabel und Messer darin führen. Denn die Gewerbe der Stadt sind seit dem Utrechter Frieden eben so heruntergekommen, wie die Universität, weil, wie es scheint, die Industrie in Holland überhaupt aus Mangel an nationalem Kunstsinn und rechter Kunstbefähigung keine Wurzel fassen kann. Zählen werden die Zu- und Ab-

nahme am schnellsten erläutern: 14,000 Menschen zur Zeit der Belagerung, wovon 6000 darauf gingen; 80,000 zur Zeit des westphälischen Friedens, kaum 30,000 gegenwärtig. Auch die Universität wird im Durchschnitt nur von 450 Studenten besucht. Früher machten allein die Engländer, die zu Leiden hörten, eben so viel und mehr aus.

Harlem.

Die holländischen Städte unterscheiden sich weniger durch ihren Anblick, als durch ihren Geruch. Schiedam und Gouda (Gauda) z. B. sehn sich ähnlich, wie ein Holländer dem Andern; allein Gouda riecht nach Käse und gebrannten Pfeifen, Schiedam nach gebranntem Wacholder. Es ist nämlich mit den holländischen Städten nicht so, wie mit den deutschen, daß man an einem Orte eine mannigfache, für Stadt und Umgegend hinreichende Industrie treibt; hier hat vielmehr jede Stadt ihr ausschließliches Getriebe, das sie sich untereinander nicht streitig machen. So ist Gouda die einzige Stadt in Holland, welche die bekannten, weit verführten holländischen Pfeifen backt, wozu sie den Thon, wenn ich nicht irre, aus dem nördlichen Brabant erhält. So Schiedam die einzige Stadt, welche Genever brennt und nicht allein Holland und die Holländer, sondern aus-

wärtige Liebhaber in großer Anzahl mit diesem Getränke versorgt: Thurm und Häuser sind schwarz vom ewigen Dampfe, selbst die weißen Mützen und Schürzen der Weiber sehn nicht so reinlich aus, wie anderswo.

So kann man sagen, daß Amsterdam vorzugsweise nach Pfeffer, Delft nach Töpfen, der Haag nach Oranjen und vor Allen Harlem nach Blumen und Blumenzwiebeln riecht. Ich zog im Frühling in dieses Reich der Flora ein, ward vor den Thoren wie ein König begrüßt, hundert und aber hundert Blumenbatterien bewillkommten mich und schossen aus Millionen Kelchen und Duftschlündchen das feine Pulver ihrer Wohlgerüche ab. Ja, hier hat die Göttin ihre Residenz aufgeschlagen, hier, wo die Winde, wie anderswo über Kartoffelfelder, über Hiazinthenfelder, Rosenfelder, Tulpenfelder wehn, hier hat sie ihren Sitz, ich will sagen, hier schwebt sie nicht, wie in unsern Gärten eilfertig und mit nachlässiger Hand aus ihrem Füllhorn Blumen streuend vorüber, hier weilt sie, hier sitzt sie, hier verrichtet sie, um holländisch naiv zu sprechen, ihre Blumennothdurft.

Harlem ist das holländische Schiras, das Harem der Blumen. Seine Gärtner sind reiche Sklavenhändler, welche die rosigen und tulipanischen

Schönheiten für die Harems der Vornehmen und Reichen auferziehen. In früherer Zeit ging der Handel mit den süßen Geschöpfen beinah ins Unglaubliche, es kostete eine schöne Hiazinthe, eine schöne Tulpe in der That nicht viel weniger, als eine schöne Georgierin oder Tschirkassierin. Die Bildnisse der reizendsten Blumen wurden, sauber gemalt, an verliebte und verrückte Blumenprinzen in Europa umherversandt. Noch jetzt sind aus den Registern der harlemmer Blumenhändler die erstaunlichen Preise zu ersehen, wofür diese und jene Blume verhandelt worden. So kostete die Tulpe, genannt Admiral Lieffkees, ihrem Liebhaber 5200 Gulden, und eine andere, der Semper Augustus ward mit 4500 Gulden bezahlt. Es gab Jahre, in welchen die Stadt Harlem ein zehn Millionen im Blumenhandel stecken hatte.

Gegenwärtig, da die theuerste Hiazinthe nicht den Preis von zehn bis funfzehn Gulden übersteigt, kommt uns die Geschichte von einer solchen blumenrasenden Zeit kaum glaublich vor, sie klingt wie ein Mährchen aus tausend und einer Nacht. Allein als wirkliche und nur zu sehr beglaubigte Thatsache, gibt sie den Stoff zu sehr ernsthaften Betrachtungen und zwar zu solchen, die über den Charakter des vorigen Jahrhunderts, das unsinnig erworbene Reichthümer eben so unsinnig wieder

vergeudete, kein sehr vortheilhaftes Licht werfen. Menschen, dachte ich, als ich an den Blumengärten und Landhäusern Harlems vorüber dem Thor zufuhr, Menschen, die so viel Werth auf eine Blume setzen, sind mehr als Thoren, sind Egoisten, setzen wenig oder keinen Werth auf ihre Mitmenschen, auf die schöneren Blumen der Humanität. Ferner, eine Zeit, die solche Blumennarren in ihrem Schooße trug, war unfähig, große öffentliche Charaktere zu erzeugen.

Ich führte aber bei dieser Gelegenheit meine Betrachtungen noch weiter, ich blieb nicht bei der einzigen Liebhaberei für Blumen stehn, ich dachte an das ganze Liebhaberwesen und dessen schädlichen Einfluß auf Sitte und Gesellschaft. Wir sind, sagte ich zu mir, noch viel zu duldsam gegen diese kleinlichen Abarten und Zerrbilder der Liebe, die wir Liebhabereien nennen. Einige derselben entschuldigen wir, andere finden wir ganz natürlich, noch andere sogar lobenswerth. Allein, geben wir Acht, es verbirgt sich eine Schlange unter den Blumen. Jede Liebhaberei, so grün und unschuldig sie aussieht, ist von Haus aus gefährlich, thut über kurz oder lang, Abbruch der wahren Liebe. Je mehr geliebhabert, desto weniger geliebt, das Wort möchte ich zum Sprichwort machen. Frauenzimmern verzeihe ich ihre Liebhabereien noch

eher, als Männern. Betrachtet nur die Männer, von denen man sagt, daß sie ihr Steckenpferd reiten — ein scherzhafter Ausdruck, mit dem wir über die Sache wegzulächeln gewohnt sind. Betrachtet sie, ihr geselliges, öffentliches Leben, was sie thun und treiben, wie sie von der Welt berührt werden und wieder auf die Welt einwirken, ihr werdet von den Resultaten eurer Beobachtungen nicht sehr erbaut sein — verschrumpfte Gefühle, engherzige Ansichten des Lebens, Eigensüchteleien, Unempfänglichkeit für die großen Gegenstände der Zeit, die jedes Mannes Brust heben und erweitern sollten. Es ist daher wahrer, als auffallend, daß kränkelnde und verfallende Abschnitte der Geschichte sich gleich durch die wachsende Zahl ihrer Liebhabereien symptomisch verrathen, ja daß solche Zeiten eben deswegen schlecht und unwürdig sind, weil sich alle Liebe der früheren Zeit in Liebhaberei aufgelöst, weil die himmlische Liebes- und Lebensflamme, die ein Volk durch alle Adern des gesellschaftlichen Körpers durchglühte, in die Asche des Egoismus versank. Athen und Rom liefern Beispiele solcher Zeiten, in denen der öffentliche Geist erlischt, alles Heilige, Schöne und Große der Vorzeit, wie Bilder im gebrochenen Spiegel, verzerrt erscheint, und wo man von den Menschen nicht mehr sagen kann, daß sie für etwas begei-

stert sind, sondern höchstens, daß sie auf etwas versessen. Welches Urtheil soll man zum Beispiel fällen von jenen Atheniensern, die einem fremden Abenteurer Tausende von Bildsäulen errichteten, die sie hinterher zerschlugen? Soll man die unerhörte Menge der Bildsäulen als Beweis anführen, daß die Kunstliebe der Athenienser aus dieser Zeit die Kunstliebe der Athenienser aus der Zeit des Themistokles und Perikles überstrahlte, oder soll man nicht eher darin ein Zeugniß erblicken, daß die echte Kunstliebe damals eben so tief gesunken war, als das Gefühl für die Ehre und den Ruhm des Staates, und soll man nicht eine Strafe der Götter darin sehen, welche die edelste Leidenschaft, die Liebe für die Kunst, in den Wahnsinn der Kunstliebhaberei verwandelten, als die Athenienser sich ihrer früheren Gunst unwürdig betrugen? Und jener römische Senator, der sich lieber in die Verbannung stoßen ließ, als daß er es übers Herz brachte, dem Sulla seinen Siegelring abzustehn — erkennt man in ihm den Enkel des Mutius Scävola, der sich den Finger mit der Hand absengen ließ, um einen Tyrannen, der sein Vaterland bedrohte, in Furcht zu setzen?

Welche tolle, welche abgeschmackte, welche lächerliche, welche grausame Liebhabereien bezeichnen den Verfall der römischen Weltstadt, von

Sulla bis zum gänzlichen Sturz derselben. Gladiatorenspiele, Thierkämpfe, Wagenrennen, Fischteiche, falsche Haare, goldene Häuser, Knabenschande und hundert andere Verirrungen, die man in dem einen Nero sich personificirt denken kann. Ja, sieht man, daß so Alles in dieser Zeit im verzauberten Irrgarten der Liebhaberei umhertaumelt, so wird man ungewiß, ob man selbst den Dolch, den Brutus in seines Wohlthäters Brust tauchte, für den echten Dolch des alten Brutus oder für ein falsches Liebhaberinstrument halten soll, ähnlich dem goldnen Schlägel, mit dem der in die Musik verliebte tolle Kaiser auf öffentlicher Schaubühne die Zither rührte. War Brutus in die Freiheit verliebt, wie Nero in die Musik, ich wage es nicht zu entscheiden; nur so viel muß ich gestehn, seine That hat mich nie begeistert.

Aehnlich verfallen war auch die Zeit, die auf den westphälischen Frieden folgte, jene schlechte Zeit, aus deren egoistischem Mistbeete nicht allein die obenerwähnte Blumenliebhaberei hervorwuchs, sondern ein Wald verkrüppelter Neigungen und Liebhaberpilze, die kein gesundes Gewächs neben sich aufkommen ließen. Die Religion, was war sie anders zu dieser Zeit, als eine Liebhaberei theologischen Dogmengezänkes, was anders die Politik, als eine Liebhaberei eitler Ceremonien und

listiger Verspinnungskünste, die Philosophie, als eine Liebhaberei lateinischen Wortschwulstes, die Poesie, als eine Liebhaberei des Versedrechselns, die Kunst selbst, z. B. die Bildhauerkunst, als eine Liebhaberei, die Natur zu verschneidern und eine Paradepuppe an die Stelle der Göttin zu setzen. Und die Liebe der Kunst, was war sie anders als Liebhaberei der Reichen und Vornehmen für glänzende und kostbare Privatcabinette? Wie Plinius in seiner für die Sittengeschichte Roms so merkwürdigen Naturgeschichte die Kunstsammelwuth seiner Zeitgenossen beurtheilt und richtet, ist sicher manchem meiner Leser bekannt. Wir Neuern sind andern Sinnes in diesem Punkt. Wir beloben und preisen den Kunstsinn reicher und vornehmer Herren, die es sich viel Geld kosten lassen, um die Wände ihrer Gallerien mit Gemälden, ihre Mappen mit Kupferstichen, ihre Schieber und Glaskästchen mit Münzen, Medaillen und geschnittenen Steinen anzufüllen. Wir beloben sie dafür, denn, sagen wir, die Liberalität dieser Männer gereicht der Kunst und den Künstlern eben so sehr zur Aufmunterung, als dem Publicum zum Vergnügen und den Liebhabern zur Geschmacksbildung. Plinius dagegen ging von einem ganz verschiedenen Gesichtspunkt aus. Wo wir Kunstsinn sehen, sah er Eitelkeit, was wir Liberalität nennen,

nannte er Hochmuth, was wir bezeichnen als Verdienst ums Publicum, bezeichnete er als eine Versündigung an der res publica. Ohne Zweifel, wir werden seinen Gesichtspunkt theilen, sobald wir nur ein wenig aus der Dämmerung unserer Begriffe über das öffentliche Leben und über bürgerliche Tugenden in den altgriechischen und altrömischen Tag hineintreten. Bis dahin können wir vorläufig wenigstens eins zur Einsicht bringen, daß nämlich die Kunst- und Cabinetliebhaberei des vorigen Jahrhunderts (im siebzehnten und sechzehnten gab es noch wenige Privatcabinette) so viele Tonnen Goldes sie auch für Gegenstände der Kunst vergeudet hat, weder dieser noch den Künstlern zu gut gekommen, sondern nur zur Bereicherung der Mäkler und Kunsthändler gedient hat. Die alten bewunderten Künstler, deren Arbeiten man mit Gold aufwog, hatten gelebt und waren gestorben, dem größten Theil nach, in seliger Armuth. Sie nahmen die Kunst mit ins Grab und kein Ducatenregen war im Stande, sie wieder zu befruchten; auch wird sie dort begraben liegen trotz aller Protection königlicher Gönner und Liebhaber und nicht eher auferstehn, als bis ihre Zeit gekommen, bis ein neues Geschlecht seine Liebe ihr zuwendet und der frische Lebenswind sie von ihrem Leichengeruch befreit. Denn die Liebe

und nur die Liebe ist es, die schafft und belebt, Liebhabereien sind todt und unfruchtbar, taugen nichts, taugen den Teufel nichts, so schön sie sich auch bemänteln.

Man halte mir meinen Eifer zu gut, ich berührte da die ernsthafte Seite, die das Unwesen der Liebhabereien darbietet, und es schien mir an der Zeit zu sein, einmal ein ernstes Wort darüber zu sprechen. Die Liebhaberei ist eine Schwäche, bald des Verstandes, bald des Herzens, am öftersten beider zugleich. Schwächen verzeihen wir nur zu leicht, sind sie noch dazu liebenswürdig, so möchten wir sie an unsern Freunden kaum missen. Unleidlich finden wir nur diejenigen, die mit unsern eigenen Schwächen in Collision gerathen; dann ziehn wir ein Gesicht, wie der Vogelsteller, wenn er den Jäger mit der Büchse heranschleichen sieht.

Viele Liebhabereien, ja die meisten, haben aber auch ihre komische, von den Lustspieldichtern noch keineswegs erschöpfte Seite. Holland allein besitzt noch Fundgruben von Liebhabernarrheiten, die so ergiebig sind, daß man den Spaß mit Händen davontragen kann. Das holländische Lustspiel würde sich ihrer erfreuen, wenn es ein holländisches Lustspiel gäbe. Es gibt ansteckende Liebhabereien und ich selbst bin durch die Holländer

zu zweien verführt, die für Kupferstiche und — für harlemmer Leinewand, die aber beide glücklicher Weise für mich zu kostspielig sind, als daß ich große Gefahr dabei laufen sollte. Ich kann jedoch versichern, daß in einem halb Dutzend Mappen mit Kupferstichen, und ein Paar Dutzend feinen zu Harlem gebleichten Hemden großer Reiz für mich liegt. Seitdem ich aber gehört und auch selbst in Erfahrung gebracht, daß die harlemmer Leinwand ihre schimmernde Weiße einer gewissen Lauge verdankt, welche den Faden anfrißt und das Leinen weniger haltbar macht, als z. B. das schlesische, so bin ich nachdenklich geworden über diesen Punkt, und seitdem ich in Betrachtung gezogen, daß man für ein 70 bis 80,000 Gulden allerdings eine erträgliche, ziemlich vollständige Kupferstichsammlung anlegen kann, wie z. B. der Minister van Stolk im Haag eine ähnliche besitzt, ich aber immer um den letzten Gulden in Verlegenheit sein würde, so habe ich mich entschlossen, mich vorher erst durch einen steinreichen und kinderlosen Mijnheer adoptiren zu lassen, ehe ich es auf eine dergleichen Sammlung anlege.

Jedoch, die Erwähnung der harlemmer Leinewand erinnert mich daran, daß ich dies Capitel nicht „Liebhabereien," sondern „Harlem" überschrieben habe. Man sollte fast denken, daß ich

über Harlem nichts zu sagen wüßte, da ich mich so leicht bei Gelegenheit der harlemmer Blumen in eine allgemeine Betrachtung verlor. Großes Unrecht hat man nicht. Was ich über die Gärtnerei, die Bleichen, den berühmten Blumenkohl, das harlemmer Holz und dergleichen anführen könnte, haben deutsche Reisebeschreiber sehr gründlich und ausführlich beschrieben, zuletzt noch Herr von Grouner in seiner landwirthschaftlichen Reise durch die Niederlande. Nach Thümmel's harlemmer Wirthin habe ich mich nicht erkundigen mögen. Als ich zur Kirmiszeit in Harlem war, und vor dem Thor spazieren ging, glaubte ich in der That das Gesicht ihrer Tochter oder Enkelin zu erkennen, es leuchtete mir so etwas vor dem offenen Fenster eines Wirthshauses, und die Trompeter und die gaffenden und einströmenden Holländer fehlten auch nicht. Es ging im Kirmis sehr bunt her, aber Alles ohne Geräusch, was einen seltsamen Eindruck auf den fremden Beschauer macht, der sich seiner heimathlichen Marktfeste erinnert. An jenem Tage sah ich die Blüthe der nordholländischen Mädchen in der Stadt und im Holz versammelt, blühende, goldne Gesichter, freundlich anlachende Augen, Kleidung national-holländisch, wodurch sie von den Südholländerinnen, die auch blässer und kleiner sind, sich unterscheiden. Sie

kamen in Familie angefahren auf zierlichen bunten Wagen, oder Bruder und Schwester, Braut und Bräutigam im engen Cabriolet, worin nach holländischer Sitte das eine Bein des Mädchens kaum anderswo Platz findet, als auf dem Schenkel des Fuhrmanns. Wegen der Nähe Amsterdams hatten sich viele Amsterdammer Familien zum Feste eingestellt. Dabei fällt mir eine Anekdote ein. Ich saß des Nachmittags mit mehrern holländischen Mijnheers und Mijsfrouws im Harlemmer Holz vor der Thür eines Hauses, wo wir in gemächlicher Ruhe das wandelnde, fahrende und reitende Publicum betrachteten, nur einmal sprang die Gesellschaft auf, um dem in einer alten Staatscarosse mit vier Pferden vorüberfahrenden Gouverneur der Provinz Nordholland durch Bücklinge und Knixe ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Neben mir saß ein schwarzgekleideter Mijnheer, dem der Marqueur, sobald er ihn erblickt hatte, mit ungewöhnlichem Diensteifer und unter mehrern Scharrfüßen eine weiße Pfeife reichte. Mijnheer nahm sie an, spie vorläufig so geschickt in den Kopf, daß es einen eigenen gellenden Pfiff erregte, stopfte und drückte langsam Tabak hinein, schnippte mit den Fingern, hielt die Pfeife an den vorgehaltenen Fidibus, drückte wieder den Tabak zurecht, damit es überall gehörig anbrenne und blies

dann in langsamen und abgemessenen Zügen seine Knasterwolken vor sich hin, ohne Jemand aus der Gesellschaft weiter anzusehen. Desto aufmerksamer ward er von den Andern betrachtet und, wie ich bald merkte, als ein Mann von Bedeutung, als „der Hauptbaas" in der Gesellschaft. Neugierig erkundigte ich mich nach diesem Mann, als mir der Marqueur (Jan oder Jantje heißen die Aufwärter ein für allemal) eine Tasse Thee brachte. Nun hätte man das wichtige Gesicht, das der Mensch machte, sehen sollen. Er fuhr mit der grünen Schürze über den Tisch hin, und vergewisserte sich erst, ehe er mir Antwort gab, durch einen Blick, ob Mijnheer Acht auf ihn gebe. Darauf drehte er seinen Mund spitz wie eine Pfefferdute und flisterte mir, indem er halb überm Tische lag und seinen Kopf nach mir aufrichtete, beim Wischen gelegentlich zu: **fijotig millionen, mijnheer van** — ich habe den Namen vergessen — **uit Amsterdam.** — Ich kann nicht daran denken, ohne herzlich zu lachen, beim Wiedererzählen freilich verfliegt das Beste.

Harlem ist eine der schönsten und saubersten holländischen Städte, und zeichnet sich überdies vor allen andern durch die Zierlichkeit ihrer gothischen Thore aus. Mit Leiden streitet sich Harlem um einen zwiefachen Ruhm, erstlich um den, die

meisten und größten Künstler des Landes sei's erzeugt, sei's begastet zu haben, und zweitens um den der Ausdauer und Tapferkeit zur Zeit der Belagerung durch die Spanier. Hatten auch die Harlemmer nicht dasselbe Glück, wie die Leidener, ihre Stadt durch eine Flotte entsetzt und gerettet zu sehn, so haben sie doch durch die verzweiflungsvollste Gegenwehr ihren Feinden den Sieg und die Einnahme der Stadt sehr theuer verkauft; zehntausend Spanier zogen weniger ins Thor, als gehofft hatten, wenn anders, wofür ich nicht stehe, die Zahl der umgekommenen Belagerer nicht übertrieben. Wybout van Ripperda heißt der Oberste von Harlem, der sieben Monate lang (1572 — 1573) die wüthenden Angriffe der Spanier zurückschlug, die Seele der Besatzung und der Bürgerschaft war, den spanisch gesinnten Stadtrath absetzte, Nacht und Tag unverdrossen gegen innere und äußere Feinde anging, endlich, nicht aus freien Stücken, sondern gedrängt und gezwungen durch die Bürgerschaft, die Stadt übergab, und vom spanischen Henker mit dem Schwert hingerichtet wurde. Sein Bildniß, gemalt von Franz Hals, Ostade's Lehrer, hängt in der Amsterdammer Gallerie; man stutzt, wenn man davor tritt, so „lebenslebendig" sieht Herr Wybout van Ripperda einen an und aus seinen feurigen Augen,

seinem brandgelben, kecken, struppigem Gesicht erkennt man gleich den Mann, der, wenn's gilt, Alles auf die Würfel setzt.

Hier zeigen sich die Harlemmer als Belagerte, sie haben sich aber auch, wie es in den Chroniken der Stadt und des Landes verlautet, schon in viel früherer Zeit in der umgekehrten Rolle als Belagerer gezeigt. Man frage nur einen Harlemmer Bürger, was es mit dem silbernen Schwert im Stadtwappen für eine Bewandniß habe; da wird man eine merkwürdige Geschichte zu hören bekommen. Die Harlemmer, mein Herr, wird er sagen, machten unter Graf Floris (Florens) den großen Kreuzzug mit, den Kaiser Friedrich und der König von Frankreich und Richard Löwenherz von England mit vielen andern Fürsten und Herren nach dem gelobten Lande anstellten. Die Harlemmer fuhren auf ihren eignen Schiffen dahin, und als der Kaiser und Richard die Stadt Damiette von der Landseite belagerten und angriffen, thaten die Harlemmer dasselbe von der Seeseite. Allein die Landmacht konnte eben so wenig etwas ausrichten, als die Seemacht, denn die Stadt hatte feste Mauern und Thürme und zum Hafen war der Zugang gesperrt durch eine eiserne Kette, welche die Ungläubigen von einem Thurm zum andern ausgespannt hatten. Darüber verging die Zeit

und Kaiser und König wurden sehr ungeduldig. Da fanden die Harlemmer einen neuen Rath und machten unten am Kiel der Schiffe eine stählerne Säge mit sehr scharfen Zähnen und warteten auf einen großen Sturmwind, kamen also mächtiglich gegen die Hafenkette gesegelt und, mein Herr, vermöge der großen Schiffslast haben sie die Kette gesprengt und aller christlichen Prinzen Fahrzeuge in den Hafen der Stadt Damiette eingeführt. Und dieser klugen That verdanken die Harlemmer das silberne Schwert in ihrem Wappen, der Kaiser Friedrich hat es ihnen geschenkt und der Patriarch von Jerusalem noch das Kreuz davorgesetzt.

Die Harlemmer sind große Aufschneider. Vor Damiette sind die Harlemmer gewesen, das unterliegt keinem Zweifel; allein daß sie mit Sägeschiffen die eiserne Kette vor dem Hafen Damiette's gesprengt, das ist freilich lustig anzuhören, unterliegt aber bedeutendem Zweifel, so, daß selbst die holländischen Gelehrten, welche gelegentlich dieser Historie gedacht haben, bei aller Achtung, die ihnen der erfinderische Kopf der Harlemmer einflößt, ungläubige Worte fallen lassen und die Geschichte beinahe für ein Mährchen halten.

Ueberhaupt, im Mährchenerzählen sind die Harlemmer stark. Man braucht sie nicht viel zu

bitten, so erzählen sie dem Fremden ein anderes Mährchen, das noch viel unglaublicher klingt, als das von den Sägeschiffen. „Es war einmal ein Harlemmer Küster oder Rathsherr, oder gar Burgemeister, der ging einmal im Harlemmer Holz spatzieren und schnitzte zufällig aus Buchenästen u. s. w.“ Dasselbe ist etwas weitläuftig und ich spare es daher für das folgende Capitel auf.

Der Harlemmer Koster.

„Es war einmal ein Küster zu Harlem, hieß Lorenz Koster, der ging einmal im Harlemmer Holz spatzieren und schnitt zufällig Buchenäste ab und schnitzte Buchstaben daraus, und mit solchen hölzernen Buchstaben setzte er bei seiner Zuhausekunft Abcbüchlein für seine kleinen Enkel.

Es war aber der Küster ein erfindungsreicher Kopf und führte diese ersten rohen Versuche der Druckerkunst mit der Zeit immer weiter, nahm Blei, dann Zinn statt Holz, erfand mit Hülfe seines Schwiegersohns die Buchdruckerschwärze und druckte größere Sachen. Nahm auch Druckergesellen in sein Haus und unter andern einen gewissen Faustus aus Deutschland. Dieser schlechte Mensch aber stahl seinem Herrn in der Christnacht Presse, Preßbengel, sämmtliche Lettern, kurz alles Druckergeräth, und flüchtete sich über Amsterdam nach Mainz, wo er auf seinen Namen fortdruckte. Den

Koster, als er sah, daß ihm Ehre und Verdienst geraubt, ergriff tiefe Schwermuth, so daß er kurz darauf Todes verblich."

So berichtet im Wesentlichen Junius in seiner Batavia illustrata, die im Jahr 1588 herauskam; aber ich habe die Stelle abgekürzt, sein Bericht ist viel länger, viel ergötzlicher und gegen das Ende weit kläglicher, als der meinige. Dieser Junius oder de Jonghe, war ein holländischer Alterthümler, ohne Kritik and Schärfe, voll kindischer Faseleien und aufgedunsener lateinischer Phrasen. Er hatte, wie er versichert, obiges Mährchen gehört von seinem alten Lehrer, dessen eisernes Gedächtniß er zu rühmen nicht vergißt; dieser hatte es gehört als Kind, von einem eben so alten Diener des Koster, der Stein und Bein darauf schwor, und regelmäßig bei Erwähnung des Diebstahls in einen Strom von Thränen und Verwünschungen ausbrach.

Daß aber Junius, der seine Batavia bereits gegen das Jahr 1575 bearbeitete, nicht rein aus der Luft gefaselt hat, sieht man aus einer Stelle in Ludovico Guiccardini's descrizione di tutti i Paesi-Bassi, in welcher ebenfalls, unter Harlem, eines solchen Gerüchtes Erwähnung geschieht, selbst von übergebliebenen Denkmälern der Kunst gesprochen wird. Guicciardini's Reisebericht erschien aber

bereits im Jahr 1567 zu Antwerpen. — Noch älter ist die Stelle aus der Vorrede einer 1561 zu Harlem edirten Uebersetzung der offic. Ciceron. Koornhart, ihr Verfasser und in selber Person zugleich notorisch erster Drucker zu Harlem, besagt darin, daß die Kunst zu Harlem erfunden, obgleich seine Mitbürger nicht daran glaubten und Harlem seit dem Tode des Erfinders keine Presse gehabt.

Vorhanden war also das Mährchen schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Frühere Spuren finden sich nicht. Alle jene Gelehrte der Niederlande, die zu Anfang und gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts blühten, Erasmus Roterodamus an der Spitze, wissen nichts davon, die Chronik von Holland, die im Jahr 1517 zu Leiden erschien, erzählt ganz einfach: im ersten Jahr, daß Friedrich III. Kaiser ward (1440) ist die Kunst zu drucken erfunden, und zu Alost in Ostflandern, auf dem Leichenstein des Buchdruckers Theodor Martini, der 1472 in die Niederlande kam, steht noch heutigen Tages zu lesen: **hier liet begraven Dirk Martens, die de Letterkunst uit Duitsland en Vranckrijk in deze Nederlande heft gebracht.**

Allein selbst zur Zeit, als Junius seine Batavia schrieb, muß das Mährchen wenig bekannt und noch weniger geglaubt worden sein. Gleich

wie Koornhart beklagt sich auch Junius über den Unglauben seiner Landsleute, die der Stadt Mainz ruhig die Ehre überließen und er könne nicht hoffen, selbst mit der Beredtsamkeit eines Cicero, das gleichsam wie mit Keilen in ihr Herz getriebene Vorurtheil auszureißen.

Allein hierin irrte sich der alte Junius. Ganz Holland lebt gegenwärtig seiner Meinung. Dem Koster sind Bildsäulen errichtet, goldene Inschriften über der Thür (vor dessen angeblicher Wohnung und Druckerei) gesetzt und im Jahr 1823 hat zu Harlem die gesammte Elite des Landes unter Pauken und Trompeten, Reden und Cantaten, Mahlzeiten und Feuerwerken „das vierte Jubeljahr der durch Lorenz Jansohn Koster zu Harlem erfundenen Buchdruckerkunst gefeiert.

Doch höre man zunächst, wie das kam und in welche gelehrte Hände die Altemännersage fiel. Der berühmte Scriverius legte nach Junius die erste Lanze ein für Koster, dann stand der gelehrte Seizius auf, dann warf auch der gelehrte Schrevelius den Mainzern den Fehdehandschuh hin und zuletzt erschien selbst der große Boxhornius in den Schranken. Doch allen Rittern that es Meermannus zuvor. Dieser gelehrte und reiche Patricier von Rotterdam durchreisete halb Europa, stand mit halb Europa in Briefwechsel, verwandte sein hal-

des Vermögen und sein ganzes Leben, um seinem erdichteten Küster zur Würde einer geschichtlichen Person zu verhelfen und der Harlemmer Sage in den Augen des gelehrten Europa's Grund zu verschaffen. Als die Frucht seines Eifers und seiner Studien gab er im Jahr 1765, in zwei Quartbänden, die **origines typographicas** heraus, welche Schrift noch gegenwärtig, troß der neuern und neuesten Abhandlungen von dem Holländer als das neueste Hauptwerk für Koster betrachtet wird. Geschrieben in vortrefflichem Latein mit besonders glücklicher Wahl neuer lateinischer Ausdrücke für die Werkzeuge und Handgriffe einer den Alten völlig unbekannten Kunst, gibt dieses Werk sowohl über die Person des Erfinders, dessen Stand, Herkunft und Familie, als über die Zeit, Art und Geschichte der Erfindung, über die ersten gedruckten Bücher, deren vermuthliche Jahreszahl und welche von Koster selbst und welche von den Kosterschen Erben gedruckt worden, die genaueste und ausführlichste Nachricht; man sieht sein blaues Wunder an den herabgefallenen Genealogien, Zahlen, Citaten und Angaben aller Art, und am Ende muß man eingestehn, daß nie eine Sage, ein Geschwätz, das ungereimt und kümmerlich mehrere Menschenalter hindurch, unter einigen alten Leuten der Stadt sich fortpflanzte, niemals geschickter aus ihrem

Nichts herausgegriffen und zu einem nationalen Etwas gemacht worden sei, als das Geschwätz von Koster in Meermann's originibus typographicis. Dennoch muß die spätere Zeit gefühlt haben, daß auch durch diese Schrift das mährchenhafte Dunkel, das auf der Person und Erfindung des harlemmer Küsters ruht, nicht völlig zerstreut worden und da man überdies seit jener Zeit noch manchen schönen Fund gethan, alte namenlose Holzschnitte, alte namenlose Bücher aufgegriffen hatte, so setzte der harlemmer Senat einen Preis aus, und es erschien im Jahr 1819 Herrn Jakob Konings gekrönte Preisschrift über Koster. Da aber Koning, wie es scheint, die Erwartung der holländischen Gelehrten nicht befriedigt und auch in der That bei noch größeren Ansprüchen, die er dem Erfinder hinsichtlich der völligen Vollendung und Ausbildung der Druckerkunst vorbehält, indem er ihn selbst mit Metall gegossenen Typen drucken läßt, was Meermann durch eine wunderliche Bescheidenheit damals noch ablehnte, dennoch sich keiner andern und stärkern Beweisgründe und Beweismittel bedient, als sein Vorgänger (ausgenommen, daß er weit mehr Gewicht legt auf den Ochsenkopf, womit das Papier gestempelt), so sah man mit großer Spannung der neuesten Arbeit

eines holländischen Gelehrten entgegen, die, wie ich höre, gegenwärtig auch erschienen ist.

Man kann sich nun leicht vorstellen, daß auf der andern Seite die Mainzer und Straßburger, die sich herkömmlich in Guttenbergs Besitz getheilt, auch sogar um denselben in Streit gerathen waren, bei dem Lärm, den die Holländer von Koster machten, nicht ganz ruhig blieben. Aehnliche, obgleich stärkere und gegründetere Besorgnisse fühlten wohl jene Wirthe zu Harlem, deren Nachbarin durch ein neues Wirthshausschild und zwei aus Leibeskräften blasende Trompeter, ihr älteres aber verfallenes Wirthshaus wieder in Flor zu bringen gedachte. Stießen doch auch Seiz und Meermann und wie sie hießen, so laut in die Trompete der Fama, daß es selbst über den Canal erscholl und manche alte Anhänger von Mainz harlemitisch gesinnt wurden. Begnüge ich mich aber, nur zwei deutsche Streiter aus dem großen Haufen namhaft zu machen; die Literatur über diesen Gegenstand, in lateinischer, deutscher, holländischer, französischer und englischer Sprache, ist bereits schon so mächtig angeschwollen, daß sie keine unansehnliche Bibliothek bildet; gesichtet freilich, bleibt auch hier nur ein kleiner Rest, der in Betracht kommt. Ich erwähne also nur Schöpflin und v. Heineken, — die

allerneueste Mainzer Schrift ist mir so unbekannt, wie die allerneueste Harlemmer. Schöpflin in seinen vindiciis typographicis. Straßburg, 1760, 4. verbreitete über die Person des deutschen Erfinders, dessen Schicksale, Freunde, Feinde, Bestrebungen, Leistungen das erste vollständige Licht; ein ehrlicher deutscher Advocat, der bei seiner guten Sache sich aller Ränke und Kniffe enthielt und das Eigenthumsrecht seines Clienten auf streng gerichtlichem Wege darthut. Von Heineken in den Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen (Leipz. 1769) gab eine Kritik der Meermannschen Schrift, die nebst Bemerkungen über den angeblichen Lorenz Jansohn Koster und die Ungereimtheit der Diebstahlsgeschichte eine auch sonst lesenswerthe Abhandlung über die Erfindung, Figuren in Holz zu schneiden und über die ersten in Holz geschnittenen und gedruckten Bücher enthält. Man muß nämlich wissen, daß die Kosterianer ihrem Lorenz Jansohn nicht nur die Erfindung der Druckerkunst, sondern der noch weit ältern Holzschneidekunst zuschrieben und ihm daher alle ältesten Holzschnitte, die sich ohne Angabe des Künstlers und der Jahreszahl in Europa vorfanden, eben so andächtig und gläubig unterlegten, wie sie jenes mährchenhafte Werk beweglicher Letterkunst, jenes Buch, das Rabbi Joseph Hakkohen mit der Jahreszahl 1428 zu Venedig

gesehn haben wollte, für unbezweifelt Kosterianisch ausgaben. Was die Holzschneidekunst betrifft, so hat schon Heineken ihnen so gute Aufklärungen zufließen lassen, daß es in der That nicht seine Schuld ist, wenn die Holländer noch immer bei ihrer Meinung verharren. Und auch hinsichtlich jenes venetianischen Buches gab er ihnen, abgesehen von dem Einfall, ihrem Koster schlankhin ein Buch anzueignen, das sich zu Venedig fand, wenigstens einen sehr glücklichen Wink an die Hand. Hat der Rabbi, sagt er, das Buch wirklich gesehen und war dasselbe wirklich ein mit beweglichen Lettern gedrucktes Buch, so wird es ein französisches gewesen sein, auf dessen Titel er die Jahreszahl 1488 mit lateinischen Zahlen, IIIIXXVIII. nach französischer Art vermerkt fand und irrthümlich 1428 statt quatre vingt huit herausstudirte.

Doch es war vergebliche Mühe, die Holländer in einem so schmeichelhaften Glauben zu stören. Gegenwärtig, das wird der Leser aus dem Angeführten ersehen haben, können sie sogar mit Ehren nicht mehr zurück. Daß der Koster gelebt, die Buchdruckerkunst erfunden und durch Faust oder Gutenberg bestohlen worden, das fragt sich nicht mehr, wie ehemals, das ist seit dem Nationalfest im Jahr 1823 über alle Frage hinaus, und in

seiner Gewißheit als patriotischer Glaubensartikel durch nichts zu erschüttern.

Mir kommt bei dieser Gelegenheit der Schweizer Tell ins Gedächtniß. Tell, in der Republik der Berge, ist eine eben so mythische Person wie Koster in der Republik der Sümpfe, Beide gleichen sich auch darin, daß sie allem Anschein nach Quiproquo's und Copien wirklicher historischer Personen sind und unterscheiden sich vielleicht nur durch den kleinen Umstand, daß ganz Europa den Schweizerhirten, seiner sonstigen poetischen Verdienste wegen, von Herzen gern als wahr und wirklich anerkennt. Welche Macht in der Welt könnte aber auch den Schweizern ihren Tell entreißen, nun, da er einmal als Erfinder des Apfelschusses und Geßlers Mörder in den Volksglauben und die Volkslieder eingedrungen ist. Was gewänne man, den Schweizern vorzurücken, Tell's Person und That sei so unerweislich als unerwiesen, sei weder durch gleichzeitige Schriftsteller, Geschicht- und Chronikenschreiber erwähnt, noch durch irgend einen Schein von historischem Zeugniß beglaubigt, vielmehr, es stehe diese Person und That mit den kleinsten Nebenumständen leibhaftig vorgebildet und beschrieben im Saxo Grammatikus, der hundert Jahr früher im Rothschilder Kloster auf Seeland eine dänische Geschichte ver-

faßt, und es sei der ganze Schweizer Tell eben kein andrer, als der kühnische Bogenschütze Palnatoke, und dieser der wahre Erfinder des Apfelschusses, wie später, in große Begebenheiten verwickelt, einer der vornehmsten Aufrührer und Tyrannenmörder aus Rache und persönlichem Haß *). Werden die Schweizer darum ihren Tell fahren lassen, werden sie jemals eingestehen, die Sage von ihrem Helden sei nur, wie die Sage von Koster, aus einem andern Lande durch das Geschwätz alter Männer in ihre Berge verpflanzt und durch einen Junius der Schweiz später in die Landeschroniken eingeschwärzt? Mit nichten. Sie führen den Zweifler vor Tell's Capelle, zeigen ihm seine Armbrust, sein Wohnhaus, andere heilige Reliquien und gegen solche demonstratio ad oculos muß jeder Zweifel verstummen.

Eben so handgreiflich beweisen die Harlemmer für Koster. Hier, sagen sie, hier auf dem Markt, neben der großen Kirche hat Koster gewohnt und gedruckt, hier auf dem Stadthause siehst du seine

*) Vielleicht gehört aber selbst der dänische Palnatoke einer viel ältern Sage an, deren sich der in den alten Classikern sehr belesene Saxo Grammatikus zur poetischen Ausschmückung seines Werkes bediente.

ersten Drucke, hier die silberne Kiste mit den ersten Buchstaben aus Holz, hier das älteste Buch, „der Spiegel unsrer Seligkeit," das mit jenen hölzernen Buchstaben gedruckt worden, und, zweifelst du noch, so begib dich nach der Wohnung des Herrn Enschede zu Harlem, dort hängt Kosters altes Bild an der Wand, das sind die Züge des großen Mannes.

Dagegen läßt sich wenig sagen und erwiedern, besonders wenn man an der Wirthstafel zu Harlem sitzt. Mit holländischen Gelehrten läßt sich über gewisse Gegenstände überall nicht gut dispu-tiren, weil es ihnen schon vermöge des Innungswesens, in dessen Fesseln die Gelehrsamkeit hier zu Lande noch eingezwängt ist, an geistiger Freiheit und Unbefangenheit mangelt. Noch weniger konnte es mir beifallen, mit irgend einem Holländer über Koster und Gutenberg in gelehrten Streit mich einzulassen; und schon deswegen nicht, weil ich fürchten müßte, meine eigene Unbefangenheit dabei zuzusetzen. Gutenberg ist in ihren Augen ein gemeiner Dieb — er, der Wohlthäter der Menschheit, der Stolz unsers Landes, der Märtyrer eines genievollen Gedankens, im Leben verläumdet, verfeindet, verarmt, um die Früchte seiner Arbeiten und Mühen gebracht, als Greis das Gnadenbrod eines gutmüthigen Fürsten essend, ver-

gessen und im herznagenden Kummer, gleich dem Entdecker Amerika's, in die Grube gefahren, nach seinem Tode, im Angesicht Europa's, das sein Angedenken, wie er's verdiente, in schuldiger Ehrfurcht hielt, entehrt und beschmutzt mit dem Kothe eines Mährchens, das seinen Ursprung aus Morästen nicht verläugnet! Gutenberg, ein Dieb, ein gemeiner Abenteurer und Ehrenräuber — schon der bloße Gedanke jagt mir in der Seele der Mijnheers Schamröthe auf die Wangen; was würde und was könnte ich ihnen sagen, äußerten sie denselben in meiner Gegenwart. Schämt euch, müßte ich sagen, schämt euch! Ihr bringt eine abgeschmackte, völlig aus dem Wind gegriffene kindisch faselnde, mit groben Widersprüchen und Ungereimtheiten überladene, durch nichts bisher erwiesene, durch nichts künftighin zu beweisende platthölländische Diebsbeschuldigung gegen einen Mann vor, dessen Genius weit über eure Begriffe und Erfahrungen hinausliegt und dessen Erfindung ihr unter euren einheimischen nur die Erfindung der eingepökelten Heringe durch Willem Beukelsohn, und der gläsernen Treib- und Schwitzkasten durch einen Bürger von Harlem an die Seite zu stellen habt. — —

Gutenberg nämlich und nicht Faust, ist, seit und nach Meerman's Schrift, in den Augen der

Kösterkaner der wahre Dieb. Begreiflich. Man hatte erst später in Erfahrung gebracht, daß nicht Faust, sondern Gutenberg der wahre Erfinder sei, bekanntlich hatte Ersterer eine lange Zeit den Namen dafür. Meermann benutzte die neuentdeckte Wahrheit, um eine neue Lüge darauf zu pfropfen, er machte aus dem einen historischen Gutenberg deren zwei, der eine stiehlt und entdeckt dem Andern das Geheimniß der Kunst, um welches dieser vergebens sich abgemüht.

Wie, wird der Leser rufen, so aufs Geradewohl, so ohne weitere Beglaubigung, ohne thatsächliche Beweismittel? Versteht sich, mein lieber Leser, ohne dies und das; es war Meermann nur um irgend einen Dieb zu thun, der mit Vornamen Johannes hieß und für — den Erfinder der Buchdruckerkunst galt. Doch über diese kleine Fiction wird man sich nicht sehr verwundern, wenn man das Gewebe der Fictionen und Lügen kennen lernt, mit dem die holländischen Gelehrten Koster's Lorbeerkranz übersponnen haben. Feine Lügen und grobe Lügen, Falsa aller Art, Wortverdrehungen, kleine Kniffe u. s. w. sind im Verlauf des Kosterschen Processes nach und nach so planmäßig zum Vorschein gekommen; daß ich behaupten möchte, die Geschichte desselben sei leider national merkwürdig, und schon in dieser Hinsicht

eines genauern Studiums werth. Mir wenigstens ist daraus klar geworden, daß der Handelsgeist der Holländer selbst auf dem Gebiete der Wissenschaft sich nicht verläugnet, daß er jenen trüben Egoismus auch dorthin mit sich führt, wo ihm der Eintritt durch einen edleren Geist, der allein das Recht besitzt, dort zu walten, strenge untersagt sein sollte. Auch hier stoße ich wieder auf den alten faulen Fleck, auch hier auf jene ehrbare gewissensruhige Gewissenlosigkeit, sobald und so oft nur ihr Interesse mit dem Interesse anderer Personen und Nationen in Berührung kommt. Ich sehe auch hier, wie sie um jeden Preis das Monopol an sich zu reißen streben. Ich denke an die Holländer, die in Ostindien die alten Besitzer, die Portugiesen beschwärzten, um des Alleinhandels mit Pfeffer und Kaffeebohnen sich zu bemächtigen, es sind dieselben, die Gutenberg beschwärzen, um Monopolisten einer Erfindung zu sein, die doch, nach ihrem eigenen Geständniß, nur eine todtgeborne Frucht für Harlem und Holland war. Und wie sie per fas und nefas jeden neuentdeckten Handelszweig in Flor zu bringen, jede frisch angestochene Quelle der Reichthümer höchst ergiebig zu machen verstanden, so wundere ich mich auch hier nicht über den Wucher, den sie mit dem Mährchen von Koster getrieben, über die fünftausend

Procent, die sie daraus gezogen, über den Reichthum an Kosterschen Documenten, Büchern, Holzschnitten, silbernen Kästchen, Gemälden, Bildsäulen, Stammtafeln, Inschriften, goldnen, silbernen, zinnenen und hölzernen Lügen; obgleich ich keinem ehrlichen Mann verdenke, wenn er beim Anblick aller dieser erstaunenswerthen Sachen gläubig oder ungläubig die Hände über den Kopf zusammenschlägt.

Ich sage, ich wundere mich so wenig darüber, als ich daran glaube. Ich finde es aber sehr begreiflich, daß selbst kluge und vorurtheilsfreie Leute durch den ersten Schein und die Dreistigkeit des Betruges sich bestechen lassen, etwas dahinter zu sehn, was ich und Andere nicht dahinter sehn. Insbesondere aber sind englische Gelehrte, eines seltsamen Umstandes wegen, den ich in der Folge berühren werde, geneigt, dem Harlemmer Küster, wenn auch nicht die gänzliche Vollendung der Kunst und den Druck mit metallgegossenen Typen, doch die Erfindung der hölzernen, also die ersten Anfänge der Kunst zuzuschreiben. Allein, die dieser Meinung sind, verwechseln offenbar theils den Abdruck von ganzen holzschnittlichen Tafeln mit dem Druck einzelner beweglicher Lettern aus Holz, theils lassen sie sich durch das Vorgeben der Kosterianer verführen,

gewisse alte holzschriftliche Bücher für mit beweglichen Lettern gedruckte oder wirklich gedruckte für weit frühern Ursprungs zu halten. Der alte Donatus hat hauptsächlich viel Lärm verursacht, obgleich, wie man hören wird, ganz unschuldiger Weise. Derselbe war eine im Mittelalter stark gebrauchte Mönchsgrammatik, ein kurzer Katechismus der lateinischen Sprache in Frage und Antworten, dem der ältere Donatus zu Grunde lag; Gutenberg, Faust und Schöffer haben ihn mehrmals abgedruckt. Nun bemerkte schon Accursius handschriftlich zu der Mainzer Ausgabe des Donat von 1450, daß dieses Buch schon früher von holzschnittlichen Tafeln in Holland abgedruckt, die Druckerkunst selbst aber zu Mainz erfunden worden. Dasselbe sagt die Chronik von Kölln vom Jahr 1499 mit den Worten eines gewissen Ulrich Zell, Item, lautet die Stelle, wiewol die Kunst zu Mainz erfunden, auf die Weise, wie sie nun gemeiniglich im Gebrauch ist, so ist doch die erste Verbildung (prima imago) erfunden in Holland aus den Donaten, welche daselbst vor der Zeit gedruckt sind. Einen solchen Donat kannte auch Josef Scaliger in confutat. fabulae Burdonum; er nennt ihn fixis tabellis impressum. — Daß Ulrich Zell vom Alter deutscher Holzschnitte und holzschnittlicher Werke wenig Kenntniß hatte, beweißt er dadurch,

daß er einmal den Donat als das älteste Werk dieser Art ansieht, und zweitens, denselben unbedingt den Holländern zuschreibt. Was das Erstere betrifft, so ist z. B. die ars memorandi notabilis per figuras Evangelistarum (vom Anfang so genannt) die außer grotesken Figuren von Engel, Ochse, Löwe und Adler einen abgesonderten Text enthält, ohne Frage bei weitem älter, als der holzschnittliche Donatus. Was das Zweite betrifft, so ist den Kennern hinlänglich bekannt, daß fast kein alter Holzschnitt, wie später kein gedrucktes Buch in Deutschland herauskam, das nicht in Holland und Belgien nachgeschnitten und nachgedruckt wurde. Solcher Holzschnitte und Drucke, untermischt mit deutschen Originalen bemächtigte sich der Harlemmer Senat, wo er sie fand, und legte sie, wie Guckuckseier, der Kosterschen Officin unter, in seiner Einfalt ganz unbesorgt wegen der Verschiedenheit der Manieren, die sich auf den ersten Blick Kennern und Nichtkennern verräth. Da sieht man ein Exemplar der biblia pauperum, jenes uralten deutschen Kunstwerkes, das die Sage dem Ansgarius von Bremen zuschreibt, und das, merkwürdig genug, in mehrern Bildern, die Idee und selbst die Worte der Bildhauerarbeiten im alten Dom zu Bremen darstellt. Auch die Franzosen haben diese Bibel der Armen nachge-

schnitten, allein troß dem Stempel der französischen Lilien auf dem Papier gründen sie keine unrechtmäßigen Ansprüche auf dieselbe, wie sie überhaupt nicht in Abrede stehen, daß in Deutschland die Wiege der Holzschneidekunst und der von ihr ausgehenden, der Erfindung nach genialeren, der Ausübung nach aber weit weniger künstlichen Druckerkunst zu suchen *). Diese Nachschnitte sind gemeiniglich aus viel späterer Zeit, deren Spuren sie dann auch an sich tragen. So findet sich ebenfalls zu Harlem die altdeutsche providentia Virginis Mariae aus dem Hohenliede, mit Sinnbildern und Zetteln in lateinischer Schrift — lange dürre Figuren, gleich den Bildhauerarbeiten in mehrern altdeutschen Kirchen; dieses Werk führt auf dem ersten Blatt einen Titel, deutlicher Beweis, daß es nicht der alten Holzschneidekunst an-

*) Die auf Holz geschnittenen Spielkarten, die allerfrühesten Holzschnitte in Europa, trifft man in Deutschland bereits vom Jahr 1299; in Frankreich weit später, nach historischen Zeugnissen waren sie dort im Jahr 1341 im Gebrauch. S. Jansen l'origine sur la gravure en bois. Einen der ältesten freien Holzschnitte, einen alten bärtigen Mann vorstellend, entdeckte Oberlin auf der Lyoner Bibliothek, mit der Umschrift: Schloting von Nürnberg 1384.

gehört. Ein anderes, die ars moriendi, zu Wolfenbüttel mit vier und zwanzig Blättern, zu Harlem mit funfzehn, weicht so augenfällig in der Manier von den übrigen ab, daß Meermann selbst es nicht läugnen kann. Er hilft sich aber damit, daß er sagt, dasselbe rühre allerdings von einem andern Formenschneider her, sei aber von Koster mit Lettern versehn. Am Ende des letzten Blattes fand Heineken ein großes lateinisches K (Koster) abgedruckt. Einfältiger Betrug! Aus Versehn des Binders ist zufällig das letzte Blatt das erste und das erste das letzte. Von einem andern zum Theil ganz, zum Theil nur zur Hälfte älterer holzschnittlichen Werke wird gleich die Rede sein, es heißt speculum salvationis, ist in viele Sprachen übersetzt und so gewiß ursprünglich die Arbeit eines deutschen Holzschneiders, als der Text einen deutschen Mönch von Augsburg zum Verfasser hat.

Gesetzt aber auch, es wäre der erwähnte holländische Donat ausnahmsweise kein ursprünglich deutsches Werk, so ist es damit noch kein mit beweglichen Lettern gedrucktes, sondern bleibt ein von ganzen Holztafeln abgedruckter Donat, wie sowohl die angeführten Zeugnisse des Accursius, des Ulrich Zell und Scaliger, als die zu Harlem aufgezeigten Donate darthun. Allein, was folgerte Meermann aus den einfachen Worten des Ulrich

Zell? Man höre und staune. Ulrich Zell hat offen eingestanden, daß der Mainzer Donat von 1450 mit den der Kosterschen Officin gestohlenen Lettern gedruckt worden, indem er bekennt, die erste Verbildung der Kunst stamme aus den Donaten, die in Holland vor der Zeit gedruckt worden; ex Donatis, nämlich aus den Typen, deren Koster sich zum Drucke des Harlemmer Donat bediente. Aus dieser Erklärung des Mijnheern sieht man deutlich, wie der Heißhunger nach Beweisen, nach Nahrung für eine Chimäre so groß war, daß er mit dem lustigsten Unsinn, mit der verdrehtesten und windschiefesten Interpretation vorlieb nahm. Heutzutage noch gilt die Stelle der Köllner Chronik den Kosterianern für einen der äußern Hauptbeweise ihrer Sache, der Harlemmer Donat als Kosters ältestes Druckwerk.

Nur das gedruckte speculum salvationis nostrae streitet sich in ihren Augen mit demselben um den Ruhm des Alters. Von diesem Werk zeigt man zu Harlem mehrere Ausgaben, in lateinischer und holländischer Sprache. Manier und Inhalt des speculi oder Spiegels unsers Heils stimmen mit der biblia pauperum überein, nur daß die Armenbibel aus ganzen Figuren besteht und der Spiegel oben Vignetten und unten den Text in zwei Spalten enthält. Die eine latei-

nische und die eine holländische Ausgabe zu Harlem sind nach dem Urtheil der Kenner ganz mit beweglichen Lettern gedruckt, eine zweite lateinische zeigt dagegen 43 Blätter auf diese Art, und 20 Blätter von hölzernen Tafeln abgedruckt. Vignetten und Text bieten bei dieser Ausgabe eine auffallende Verschiedenheit dar, denn die Vignetten sehn grau und blaß, die Buchstaben schwarz aus. Da nun auf allen angeblich Kosterschen Büchern Jahreszahl eben so wenig als Drucker und Druckort angegeben, so läßt sich nur aus Gründen der Wahrscheinlichkeit die Frage abthun, ob diese seltsame Ausgabe des speculi oder die andere lateinische die ältere sei. Was ist aber wahrscheinlicher, als daß ein Buch, dessen erste Folioseiten von ganzen Holztafeln abgedruckt sind, wenigstens diesem Theil nach, einer frühern Zeit angehört, als ein anderes desselben Inhalts, das völlig mit beweglichen Lettern gedruckt ist? Dennoch halten die Kosterianer das ganze Werk für jünger, finden sogar in jenem seltsamen Umstande den klarsten Beweis dafür, daß Lorenz vom Johannes bestohlen worden, indem sie die Entstehung des Werkes in jene Zeit setzen, als die Kostersche Presse über die Grenze gewandert und die Druckerei verödet war. Nach Koning ist dasselbe Kosters letztes Werk, nach Meermann aber hatte Koster

sich schon zu Tode gegrämt und rührt dasselbe von den Erben her; nach Beiden war Ungeduld die Ursache, die Koster oder die Erben antrieb, ganze Folioseiten mit unsäglicher Mühe in Holz zu schneiden, statt, als Inhaber und sogar erste Entdecker des Geheimnisses, mit geringer Mühe eine kleine Anzahl Typen einzeln wieder auszuschneiden. Welche Narrheit sie da dem Küster und dessen Familie aufbürden! Sie hätten eben so gut behaupten können, der Koster habe gleich, nachdem er die Buchdruckerkunst erfunden, auf frischer That zwanzig Folioseiten Buchstaben in starre hölzerne Tafeln eingeschnitten, vor Ungeduld nämlich und um sich den Druck eines Werkes mit beweglichen Lettern zu erleichtern. Wollte Koster, wollte die Familie, nach dem Diebstahl, der ihnen Ehre und Verdienst zu rauben drohte, der Welt durch den Abdruck von Holztafeln in aller Eile den Beweis liefern, daß die Kunst der Buchdruckerei keine Mainzer, sondern eine Harlemmer Erfindung sei, und daß man die Sache zu Harlem eben so gut und noch besser verstehe, als zu Mainz? Und das war der erste Gedanke, auf den der vom harten Schlage betäubte Kopf des Erfinders verfiel, Buchstaben in Holztafeln zu schneiden, sich wieder in die Wiege der Kunst zu legen, während er wußte, daß seine geflügelten Lettern in alle

Welt ausgehen würden. Hatte er auch keinen Freund, der ihm zurief, Koster, du bist ein Thor, geh und schneide Buchstaben, so eilig als möglich, und laß die Bretter liegen, so hätten wenigstens dessen spätere Anhänger und Bewunderer, wie Koning, ihn auf seine alten Tage vor der Narrheit schützen und, treu der Altenmännersage, der auch Meermann folgte, ihn durch einen schnellen Tod hinwegraffen sollen.

Freilich, eine Ungereimtheit mehr oder weniger im Leben Koster's, darauf kommt es nicht an bei der Menge, die allein das Mährchen von der Diebstahlsgeschichte enthält. Der Dieb, der nur ganz einfach das Geheimniß in die Tasche zu stecken brauchte, beladet sich mit Centnerlasten von Typen und andern Gegenständen, woran zwei Pferde hinlänglich zu schleppen gehabt, macht sich heimlich, unbemerkt, wie mit einer Federspule, aus dem Hause, aus der Stadt, aus dem Lande. Koster läßt ihm nicht nachsetzen, nicht einholen und ergreifen, er läßt ihn in Mainz ankommen, drucken, drucken mit gestohlenen Typen, die Erfindung der Kunst sich zuschreiben, sich und Andern den Verdienst, die Ehre zuwenden, und sitzt daheim zu Harlem, verzehrt sich in Gram, verwünscht den Elenden und denkt nicht daran, daß die freie Reichsstadt Mainz, die blühendste, kunstreichste, ge-

achtetste der deutschen Handelsstädte am Rhein; christliche Gesetze und Obrigkeiten hat, die geraubtes Gut nicht straflos im Besitz frecher Räuber lassen, sondern von Kaisers- und Rechtswegen über dem suum cuique zu wachen, seit Alters festgestellt sind. In allem diesem ist kein Verstand. Der Harlemmer Küster beträgt sich wie ein junges Mädchen, dem ein nächtlicher Dieb Ehre und Unschuld geraubt; des Abends legt er sich als Erfinder zu Bett, des Morgens ist ihm die Erfindung gestohlen, und nun denkt er, hin ist hin, verloren ist verloren, und benetzt mit bittern Thränen die zerrißnen Blätter seines Lorbeerkranzes und es fehlt nur noch, daß er sich fürchtet, die Stadt würde mit Fingern auf ihn weisen. Und die Stadt, seine Freunde, der Senat, nichts rührt und rüppelt sich in Harlem, kein Schrei, keine Klage erhebt sich, Keinem liegt der Ruhm und die Ehre eines geachteten Bürgers, der Stadt selbst, und des ganzen Landes nur so viel am Herzen, um den kleinsten Schritt zu thun, gerichtliche Verfolgung einzuleiten, den Erfinder, dessen Familie — war das noch nöthig — zu beschwören, zum Ruhm und Besten der Stadt, zu eigenem Ruhm und Besten, die Früchte einer so glänzenden und einträglichen Erfindung nicht muthlos aufzugeben, und nur zunächst mit den ersten neuen

Lettern vor ganz Europa dem Dieb ins Angesicht drucken zu lassen, daß er ein Dieb und Betrüger sei. Nichts von alledem. Die Kosterianer lassen, wie gesagt, bald Koster selbst, bald die Familie noch einige Zeit nach dem Diebstahl mit neuen Lettern fortdrucken, zeigen auch mehrere Bücher auf, die dieser Zeit angehören sollen; allein es ist keins darunter, das in der Vorrede oder sonst irgendwo nur mit einer Sylbe der fatalen Katastrophe im Drama der Erfindung gedenkt. Nicht spurloser hätte eine Perrücke aus dem Kleiderschrank eines Harlemmer Bürgermeisters verschwinden können. Ein alter Diener faselt davon, ein alter Schulmeister erinnert sich dessen aus der Kindheit und nach anderthalb Jahrhunderten übersetzt ein holländischer Alterthümler die lamentable Geschichte ins Latein. Hätten die Erfinder des Mährchens nur so viel Schlauheit gehabt, daß sie den Koster und dessen Erfindung ins Dunkel des Geheimnisses gehüllt, und denselben als einen zurückgezogenen Schwarzkünstler abgemalt hätten. Nein, er ist ein bekannter Mann, ein achtbarer Bürger, ein Beamter der Stadt, hat ein Haus, eine große Druckerei am Markt, besoldet mehrere Druckergesellen, druckt einen Haufen Bücher, verdient Geld, macht Aufsehn, viel Aufsehn, so daß selbst der König von England von ihm hört und

einen Spion nach Harlem schickt, u. s. w., und in einer einzigen Nacht wird eines solchen Mannes Ehre und Ruhm auf dem breiten Rücken eines Diebes aus dem Harlemmer Thor getragen und der Dieb wandert wohlgemuth nach Mainz und lacht ins Fäustchen, wie der Teufel, als er Peter Schlemihls Schatten in die Tasche gesteckt hatte. Nicht einmal nach dem Rathhaus geht der Mann und läßt die Geschichte ad acta nehmen, thut es sich, seiner Familie, seinen Nachkommen nicht zu lieb, ein gerichtliches Instrument bei den Vätern der Stadt zu deponiren, worin die glorreiche und zugleich tragische Geschichte der durch ihn zu Harlem erfundenen Buchdruckerkunst, beglaubigt durch eine Anzahl erster Drucke, bescheinigt und erhärtet durch eidliche Aussagen seines Schwiegersohns, seiner Gesellen und Freunde, wie durch eigene, für die Nachwelt zu lesen gestanden. Alles das thut der Mann nicht, sondern legt sich hin und stirbt

post Christum natum

man weiß nicht mehr das datum. Man weiß auch nicht das Jahr, in dem er gestorben; eben so wenig das Jahr, in dem er geboren, eben so wenig wie irgend ein Jahr aus dessen Leben, in dem er Dies oder Jenes gethan oder erlitten, die Erfindung vervollkommt, ein Buch gedruckt, ein Kind bekommen,

Gevatter gestanden, Küster oder Rathsherr geworden, einen Proceß geführt *) und dergleichen mehr.

Wohl verstanden, man weiß es nicht; allein dessenungeachtet fehlt es den Kosterianern nicht an Jahreszahlen zur geschichtlichen Ausstaffirung ihres Mährchens; im Gegentheil, sie haben durchgängig mehr Zahlen, als sie brauchen, übercomplete Jahrszahlen, die man sonst auch wohl widersprechende nennt, und in der historischen Kritik als verdächtig betrachtet. Im vorigen Jahrhundert feierte z. B. die Stadt Harlem Kosters drittes Jubiläum im Jahr 1740, in diesem Jahrhundert 1823. Im vorigen Jahrhundert hatte Koster demnach die Buchdruckerkunst im Jahr 1440 erfunden, in diesem erfindet er dieselbe bereits 1423. Warum gerade 23, das soll ich schweigen; auf der alten Tafel über Kosters Hausthüre las man 1429, früher 1440; denn Scriverius überredete den Har-

*) Wie viel würden die Mijnheers Kosterianer nicht um den Besitz solcher Proceßakte geben, wie sie der Straßburger Senat von Gutenberg aufbewahrt. Darin bezeugt Hans Dünne, der Goldschmied, daß er von Gutenberg schon im Jahr 1436 hundert Goldgülden verdient, allein für Verfertigung und Lieferung dessen, was zum Druck gehört.

lemmer Senat zur Annahme der ersteren Jahreszahl, weil Rabbi Hakkohen, wie schon gesagt, ein gedrucktes Buch von 1429 zu Venedig gesehen. Die Väter der Stadt waren schlimm genug daran, sie wußten von nichts, und sollten dennoch auctoritate Senatus Harlemensis das wahre Jahr der Erfindung sanctioniren. Die Buchdrucker von Harlem, die Koster ein Standbild aus ihrer Tasche errichteten, setzten das Jahr 1430 darunter, das Harlemmer Collegium medicum bescheidete sich dagegen, geheimnißvoll den Finger auf den Mund zu legen, sie setzten dem Erfinder ebenfalls ein Monument, schrieben aber keine Zahl darauf *).

So sieht es aus mit den Jahrszahlen, deren sich die Kosterianer bedienen, um ihr Mährchen

*) Es ist überhaupt lächerlich, ein bestimmtes Jahr und nun gar einen bestimmten Tag als Geburtsjahr und Geburtstag einer Kunst zu betrachten, die erst in Jahren langsam und mühevoll sich ausbildete, wie wir an Gutenbergs Versuchen in Straßburg sehen. Die Deutschen, die nach dem Vorgange des alten Hans Luft den Johannistag und das Jahr 1440 dazu gewählt, begehen diese Lächerlichkeit nicht; das Jahr ist ihnen eine runde Zahl (jedenfalls keine zu frühe), und ihr Gutenberg hieß — Johannes.

auf dem Boden der Geschichte festzunieten. Aehnliche und noch ärgere Varianten liefern die Nachrichten über die Person des Erfinders selbst. Zunächst kommt es einem sehr ergötzlich vor, wie mit dem wachsenden Mährchen auch diese Person an Ehren und Aemtern wächst und zunimmt. In der ursprünglichen Sage und bei Junius ist er nur ein Küster, allein schon Seiz nimmt den Küster in den Senat auf, und Meermann gibt zu verstehen, daß er wohl gar Bürgermeister gewesen; das nicht genug, er leitet dessen Geschlecht von den Brederode's ab, indem er den Vater oder Großvater zum Bastard macht. Küster bleibt er dessenungeachtet, ja er heißt nur deswegen Koster, weil das Küsteramt in seiner Familie erblich war. Ob es aber in Holland und jedem andern christlichen Lande ein erhörter Fall, daß ein Rathsherr oder Bürgermeister zugleich das geistliche Küsteramt bekleidet, darüber geben diese Herren keine weitere Auskunft. Sie begnügen sich damit, zu sagen, das Küsteramt zu Harlem sei ehemals sehr ehrenvoll gewesen und gar nicht zu verwechseln mit dem Küsteramt von heute. Allein damit wird der Stein des Anstoßes nicht aus dem Wege gehoben, und ich muß es den Gelehrten, die von der Gemeindeverfassung des Mittelalters genauere

Kenntnisse haben als ich, überlassen, ob sich ähnliche Beispiele vorfinden. Aus Harlemmer Kirchen- und Stadtbüchern ist von der Person eines Küsters oder Rathsherrn, oder gar Küsters und Rathsherrn, der Koster hieß, keine Nachweisung erfolgt. Sie findet sich also nicht darin. Allein auch in diesem Falle, welche Kluft zwischen einem Harlemmer Küster und dem Erfinder der Buchdruckerkunst. Kein Zeitgenosse weiß etwas von ihm, und der Harlemmer Küster unterscheidet sich durch nichts von jedem andern dunkeln Küster und Rathsherrn der Harlemmer Vorzeit, als daß man dessen Namen und Stand benutzte, um ein albernes Mährchen daran zu knüpfen. Zwischen dem Helden dieses Mährchens und dem Harlemmer Küster ist durchaus kein geschichtliches Band sichtbar; ein solches existirt nur in der Phantasie der Kosterianer.

Wie thätig aber diese sich erweist, sieht man eben aus den verschiedenen Recensionen des Mährchens, wie dasselbe von Junius erzählt wird. Jeder spätere Kosterianer nahm sich die Freiheit, daran zuzusetzen und wegzulassen, was ihm gut dünkte. Und wie naiv sie unter einander von ihren Einfällen sprechen. Junius und Scriver las-

sen, wie oben erwähnt, den Koster nach dem Diebstahl so muthlos werden, daß er die Druckerei völlig aufgibt und sich todt ärgert. Nollem, sagte darauf Meermann, nollem Scriverio nostro, nollem aliis hoc **excidisset**; ich wollte, es wäre unserm Scriverio und Andern dieses nicht entfahren. Es hatten sich nämlich zu Meermann's Zeit die auf Kosters Namen zusammengerafften Bücher bereits so stark vermehrt, daß es räthlich schien, zur Erklärung der verschiedenartigen Drucke und jenes halb gedruckten, halb geschnittenen Werkes verschiedene Epochen der Druckerkunst anzunehmen. Deren machte Meerman drei, worin ihm die heutigen Kosterianer nachfolgen. Die erste von Erfindung der Kunst bis auf den Diebstahl, die zweite vom Diebstahl bis auf Kosters Tod, die dritte von Kosters Tode bis zum Stillstande der Druckerei unter Kosters Erben. Sie unterscheiden also Bücher, die von Koster selbst vor und nach dem Diebstahl gedruckt, und Bücher, die nach dem Tode des Erfinders von den Erben gedruckt worden. Die fortdruckenden Erben sind also erst spätere Erfindung, Junius, Scriver, selbst Koornhert, der erste Drucker von Harlem, kennen dieselben nicht. Wann und warum die Erben, die erst im Jahre 1724 ausgestorben sein sollen, den Druck

aufgegeben, warum Martini und alle übrigen Drucker, die in holländischen Städten in der Folge sich niederließen, aus Deutschland oder Frankreich kamen, und keiner sich rühmte, die Kunst zu Harlem erlernt zu haben, darüber, wie über Hundert andere Fragen, bleiben Meermann und Koning die Antwort schuldig.

Eine andere Art von Varianten und Phantasiestücken der Kosterianer sind die Gemälde und steinernen Bildnisse, „die den großen Mann vorstellen.“ Diese Art hat mich am meisten unterhalten. Man erinnere sich des Scriverius, auf dessen Anstiften der Harlemmer Senat die Jahrszahl über Kosters Hausthür verändern ließ. Derselbe bewog die Väter der Stadt, Kosters Bildniß über die Thür zu setzen, damit Jeder männiglich an solchem Anblick sich erbauen möge. Das Bild ward in der That ausgearbeitet, und zwar nach dem Kupferstich, der Scriver's Quartanten, Lorbeerkranz betitelt, auf der Vorderseite verziert, die Zeichnung des Blattes ist von van Kampen, der Stich von Jan van de Velde und — die Erfindung von „unserm Scriverio“ selber. **Ex ingenio**, sagt Meermann, hat Skriverius dies Bild entwerfen lassen. Muß man nicht lächeln über die

Geniestreiche der alten Perrücken in us und ius, die ex ingenio die Züge des Erfinders der Buchdruckerkunst erfinden, in Kupfer stechen und durch den Senat der Stadt Harlem in Stein hauen lassen?

Umsonst aber ist Meermann nicht so offenherzig. Das Bild vor „dem Lorbeerkranze" sieht dem Bilde vor „den origines" ungefähr so ähnlich, wie ein Lorbeerblatt einem Kohlblatt; mit andern Worten, das Portrait, das Meermann in Kupfer stechen ließ und seinem eigenen Werke vorhängte, sieht dem Portrait von Scrivers Erfindung in keinem Zuge ähnlich. Das Portrait, das Meermann als das echte empfiehlt, ist allerdings nicht ex ingenio, sondern abgezeichnet nach einem Oelgemälde im Besitze der Familie Enschede zu Harlem. Der Himmel weiß, welchen alten Mijnheer dies Gemälde vorstellt; die Familie Enschede glaubt, daß es Koster, den Erfinder der Buchdruckerkunst, vorstellt. Der Käufer will es erstanden haben aus der Nachlassenschaft der Kosterschen Familie und hielt es für eine Arbeit von Albert de Oudewater, oder Gerhard von Harlem, Malern aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, also Zeitgenossen des fraglichen Koster. Allein wie sehr der gute Mann

in dieser Hinsicht sich irrte, ist für Jeden, der das Gemälde gesehen und sich etwas auf die verschiedenen Epochen der Malerei versteht, außer Zweifel. Dies Gemälde ist so augenscheinlich aus späterer Zeit, daß auch Meermann, der ein geschmackvoller Kunstkenner war, dies nicht abläugnen konnte; und er versetzt dasselbe in die Zeiten von Hans Holbein und Lukas Kranach. Da nun Niemand die Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit eines Bildes mit einer unbekannten Person weder bejahen, noch verneinen kann, so fragt es sich, mit welchem Grad von Wahrscheinlichkeit ein Bild, funfzig Jahr nach dem Tode einer solchen Person gemalt, die, nebenher gesagt, höchst wahrscheinlich nicht gelebt hat, dieser Person als dessen Original beigelegt wird. Die Kostersche Familie hätte auf jeden Fall nur die Copie einer Copie besessen und eine an sich unsichere Familientradition, hier noch bedenklicher, da sie, im Fall des wirklichen Vorhandenseins, ihren Ursprung, wie es zu gehen pflegt, aus der Sage genommen haben mochte, wäre noch unsicherer geworden, da sich die doppelte Geschichte vom Bilde eines Bildes hineinmengte.

Allein, wer sagt, daß dieses Gemälde wirklich im Besitz der Familie Koster war? Der Käufer,

Herr Enschede, hat es freilich gesagt und Meermann hat es wiederholt. Könnte man den Leuten nur über den Weg trauen. Derselbe Meermann hat auch gesagt und behauptet, eine gewisse Bücherkiste, die im sechzehnten Jahrhundert im Haag in öffentlicher Versteigerung ausgeboten, und durch den Harlemmer Senat für die Summe von dreihundert Gulden angekauft worden, aus der Nachlassenschaft der Kosterschen Erben stamme *). Letzteres wäre in der That ein nicht unwichtiger Umstand, wäre es nicht eine Unwahrheit. Denn, mehr Glauben als Meermann verdient der Kaufschein, der sich noch heutigen Tages im Archiv des Harlemmer Stadthauses befindet." In diesem ist nicht von der Nachlassenschaft der Kosterschen Erben, sondern von der einer ganz andern Familie die Rede.

Wahrlich, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, ich glaube nicht an das Vorgeben der Kosterianer, nicht an Koster, nicht einmal an den Kü-

*) In dieser Kiste befanden sich unter Anderm das Speculum salvationis, die Figurae apocalypseos, die Chronik von Kölln vom Jahre 1499, die Officia Ciceronis, ed. Faust. 1466.

ster, geschweige an den Erfinder der Buchdrucker-kunst *), ich glaube eben so wenig an dessen Person, wie an dessen Bildniß vor Scrivers und Meermanns Schriften und wie an das lateinische K, von welchem oben die Rede war. Ich glaube nicht an die silberne Kiste, zu welcher allein der Harlemmer Senat den Schlüssel besitzt; nicht als wollte ich ihr Vorhandensein läugnen, sie steht wirklich da, aber man versteht mich und ich glaube nicht daran.

Am wenigsten glaube ich an das verläumderische Mährchen vom Diebstahl. Die Holländer, die dasselbe ausgesprengt, mögen es mit ihrem Ge-

*) Bereits von Heineken machte darauf aufmerksam, daß der alte ausführliche Karl von Mander im weltberühmten Schilderboek keinen Koster unter Harlems Künstlern des funfzehnten Jahrhunderts kennt und nennt. Dies ist in der That ein stärkeres Argument gegen die Wirklichkeit eines so benannten Künstlers und Holzschneiders zu Harlem, als je ein Kosterianer eins für dieselbe geliefert hat. Sonst ist nicht zu läugnen, daß Karl von Mander Lücken gelassen; so erwähnt er der berühmten Brüder Crabeth, Glasmaler zu Gouda, nicht.

wissen, die Ausländer, die dasselbe nachsprechen, mögen es mit ihrem Verstande ausmachen; sind aber Deutsche darunter, so wünsche ich ihnen nichts angelegentlicher, als durch Straßburger oder Mainzer Druckergesellen mit Hülfe eines echten alten Gutenbergischen Preßbengels eines Bessern belehrt zu werden.

Das ist mein kurzes Glaubensbekenntniß in der Sache zwischen Koster und Gutenberg, zwischen einem Gespenst der Sage, das auf dem dunkeln Chor der Harlemmer Kirche umwandelt, und dem lichtverklärten deutschen Genius, dessen Name im Tempel des Ruhms zugleich mit dem Namen aller großen Männer der Vergangenheit wiedertönt.

Ich könnte hier diesen Aufsatz schließen, das Capitel ist ohnehin schon länger gerathen, als es anfänglich meine Absicht war. Allein ich vermuthe, manchem aufmerksamen Leser hat bisher eine Frage auf den Lippen geschwebt, die er gegen mich äußern würde, im Fall wir persönlich zusammenträfen. Ich meine, sie ist diese: wie in aller Welt hat sich nur das Gerücht von Koster und dem Diebstahle zu Harlem gebildet, kann man

denselben nicht auf die Spur kommen, dessen erste Quelle nicht entdecken?

Ich glaube ja, und, irre ich nicht, so ist die Quelle eben so schmutzig, wie der Ausfluß.

Man höre. Es ist bekannt, daß ein gewisser Johann Schott, eines bekannten Straßburger Buchdruckers, mit Namen Mentel, Tochterenkel, nach dem Tode Gutenberg's, das falsche Gerücht versprengte, als sei Mentel zu Straßburg der Erfinder der Buchdruckerkunst und Lehrmeister des Johann Gutenberg gewesen; Letzterer habe Mentel bestohlen, sich nach Mainz geflüchtet und mit den gestohlenen Typen sein erstes Werk gedruckt. Dies Gerücht erregte Anfangs Aufsehen, schlief aber eben so bald wieder ein. Mentel selbst, obgleich er ein aufgeblasener Mensch war, sich famosissimus nannte und vom Kaiser sich in den Adelstand erheben ließ, hat dergleichen niemals behauptet. Nun gab es vielleicht zur Zeit des Johann Schott einen Harlemmer, der das Geheimniß der Druckerkunst, das allmählig durch die vielen Arbeiter, die aus Mainz und Straßburg in verschiedene Städte Deutschlands, Frankreichs und Italiens auswanderten, aufhörte, ein Geheimniß im strengen Sinne des Wortes zu sein, sei es nun

an der Quelle selbst, oder zu Harlem an den aus Deutschland dahin verschlagenen Büchern *), theoretisch oder praktisch in Erfahrung gebracht und, mit kleinen und wenig kostspieligen Versuchen sich begnügend, selbst geschnittene hölzerne Buchstaben zu mancherlei Kleinigkeiten abdruckte. Großes Aufsehen macht der Mann nicht, aber es kennt ihn dieser und jener, und nach dessen Hinscheiden fällt einem Gevatter ein, ihm die Ehre der Erfindung zuzuschreiben und das Straßburger Geschwätz von Mentel und Gutenberg zu einem Harlemmer Geschwätz von — (der Name Koster tauchte erst später auf), und Faust zu machen. Da hat man den Ursprung des Mährchen, wie er möglich war. Dazu bedenke man noch, daß Junius des Erfinders Schwiegersohn als Gehülfen und Vervollkommnerer der Buchdruckerkunst angiebt, Faust aber bekanntlich den Peter Schöffer zum Schwiegersohne nahm, weil dieser ihm in derselben Eigenschaft nützlich ward **); und ich hoffe, man wird meine Vermuthung wenigstens nicht ungereimt finden.

---

*) Man denke nur an die **Officia Ciceron.**, **ed. Faust**, in der Bücherkiste jener Harlemmer Familie.

**) Peter Schöffer erfand die metallgegossenen Typen.

Was werden aber die Kosterianer dazu sagen, wenn ich jene über den Canal aus England schwimmende Sage, die Meermann als Hauptbeweis für Koster und Harlem so begierig auffischte, nur als Bestätigung dessen betrachte, was ich so eben meine Vermuthung nannte? Und doch scheint mir nichts klarer zu sein. Man urtheile. Der Engländer Atkyns erzählt in seinem Buche, growth of printing. Lond., 1664, von einer Handschrift auf der Lambethischen Bibliothek zu Oxford, worin es heiße: der König Heinrich der sechste habe von der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Harlem durch John Cutenberg gehört und in Folge dessen einen verschmitzten Kerl dorthin gesandt, damit derselbe in den Besitz des Geheimnisses sich setzen und damit nach England zur Ueberpflanzung der Kunst zurückkehren möge; dieser habe einen Arbeiter des John Cutenberg bestochen und durch solchen, der Corsellis geheißen, sei die Kunst wirklich nach England und zwar zunächst nach Oxford entführt. Die ganze Stelle ist noch weitläufiger und trägt eben so viele Spuren des Fabelhaften an sich, wie die Stelle im Junius, allein es schwirrt doch durch den Wirwarr ein Ton der Wahrheit, ein Name hindurch, Johann Gutenbergs, des Erfinders der Buchdruckerkunst. Sonst


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06529 1992